



Inhalt: Fatal! Nr. II. Die Plagen der Reise, von Ernst Kossak (mit Illustrationen von Wilhelm Scholz). — Im Hause der Frau Hofrätin, Erzählung von Elise Polko. (Schluß). — Monte Christo, von Schmitz-Weissenfels. — Die Schweiz im Winter, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Aus der Polizeichronik von St. Petersburg. — Ein Königsgrab. — Weisheit in der Hand, von S. Beta. — Stammbuchblätter, von Robert Hamerling. — Die Mode, von Veronika von G. — Menuette à la Cour, von G. Bartholomäus. — Gedanken einer Frau, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — Rodenbild, nebst Beschreibung. — Auflösungen des Nebus und der Charade Seite 40. — Charade. — Nebus. — Mößelsprung-Aufgabe. — Correspondenz.

Fatal!

II. Die Plagen der Reise

von E. Kossak.

(Nach den Aufzeichnungen eines Familienvaters).

Es waren gute Tage vor der Erfindung des Dampfwagens und der Eisenbahnen, jene Tage der goldenen Jugend, als man den Ranzen auf die Schultern, den Stecken zur Hand nahm, und unbekümmert selbst ein Schritt. Wir mögen heute schneller reisen; weiter als unsere Vorfahren kommen wir nicht. Ja, es waren gute Tage, als man, ohne ausgelacht zu werden, von einem „Spaziergang nach Syrakus“ reden, und ihn wirklich unternehmen durfte; ich muß stets an den tapfern Seume denken, wenn unsere Gesellen auf zwei Droschken geladen werden, da auf einer nicht Raum genug zu sein pflegt, und ich mit meiner Familie nach dem Eisenbahnhofe fahre, um die vorschriftsmäßige Ferienreise anzutreten.

Von den schmerzlichen Gefühlen des Altes der Auszahlung eines kleinen Capitals an den Cassirer will ich weiter nicht reden, denn gewöhnlich fehlt mir die ausreichende Muße, um mich dergleichen Betrachtungen zu überlassen. Dem Familienvater fällt die Sorge für das Gepäck zur Last; er ist den Seinigen für die richtige Signatur der Koffer verantwortlich, und man kann es keine Kleinigkeit nennen, nach Lösung des Biletts vier bis fünf Gebäckstücke so lange scharf im Auge zu behalten, bis sie sämtlich mit einer Nummer und dem richtigen Orte ihrer Bestimmung versehen sind. Habe ich den Garantieschein in der Tasche und im Wartezimmer Platz genommen, so tritt eine Periode verhältnißmäßiger Ruhe ein; es ist die Ruhe des Leibeigenen, des Sklaven. Mit den Meinigen, mit Hab' und Gut, das Hund zu einem Thaler, der Eisenbahn für zwölf, achtzehn, zwanzig Stunden verschrieben, beschleichen mich seltsame Gefühle. Märchen-dichter erzählen von den grauenhaften Empfindungen verwandelter Prinzen und Prinzessinnen, in denen die groben physischen Regungen des Geschöpfes, in dessen Gestalt man sie gebannt, mit ihrer menschlichen Individualität zu streiten begannen. Ähnlich verhält es sich in meinem Innern. In das klar geordnete Bewußtsein der civilisirten Persönlichkeit drängt sich ein unbegreifliches trübes Element, das Denken wird verbunkelt, das Gefühl abgestumpft; der Koffer regt sich in dem, mit dem Courierzuge amalgamirten Reisenden. Dem Neglement und Laufzettel ver-

fallen, fühlt er sich nicht mehr als selbstbestimmendes, freies Wesen, sondern nur noch als Gepäckstück. Der Tabakgeruch und der wüste Lärm im Wartesaal, die Angebote der Zeitungsverkäufer und Reisebibliothekare tragen nicht dazu bei, den



Geist und das Gemüth wieder aufzuklären; erst nach Öffnung der Perronthüren tritt eine wohlthätige Reaction ein. Während der Eröffnung der Coupés befindet sich der Reisende im Stadium der gesetzlich gestatteten Nothwehr, er bedarf seiner ganzen Geistesgegenwart, und der Trieb der Selbsterhaltung unterdrückt in ihm alle gespenstischen Umwandlungen, aber auch jegliche Nächstenliebe. Der Reisende, wenn er sich zu den Familienvätern zählt, sucht die Seinigen in dem mit Beschlag belegten Coupé so malerisch als möglich zu gruppieren, er empfiehlt der Gattin und den Töchtern sich abschreckend effectvoll, mit Crino-

linen und Plaids zu drapieren, er belegt die noch freien Sitze mit Handgepäck und Schirmen; er selbst tobt im Coupé umher, scheint mit der Anordnung der Handtaschen auf dem drahtgeflochtenen Gefims beschäftigt, und sucht unter den anbrängenden Reisenden die Vorstellung einer Ueberfüllung des Coupés zu erwecken. Einer meiner Bekannten geht in seiner Abneigung, die Nacht mit Fremden in einem engen Raume zuzubringen, so weit, sein Küngstes, einen Knaben von fünf Jahren, durch einen Puff oder Kniff zum Weinen zu bringen und so die eindringenden Biletteinhaber abzuschrecken. Weit entfernt, dieses unwäterliche Verfahren zu billigen, darf ich doch nicht verschweigen, daß es sich noch immer bewährt hat, und der Rabenvater, der stets das Nesthächchen dem entscheidenden Momente opfert, nun schon seit zehn Jahren in der ersten Reisenacht stets von fremden Eindringlingen unbelästigt geblieben ist. Wer nicht zu so teuflischen Mitteln greifen will, erreicht vielleicht durch das beschriebene gelindere Verfahren seinen Zweck, allein nicht selten werden noch im letzten Augenblick, zuweilen selbst nach dem Schluß der Thüren, einzelne verspätete Herren nachgeschoben, und dem sorglichen Familienvater bleibt nichts als die Hoffnung auf ihre Verabschiedung an einer der nächsten Stationen.



Eine vieljährige Erfahrung hat mich tiefer in die Leiden eingeweiht, welche eine unbekannte Reisegesellschaft über den arglosen Touristen verhängen kann. Der schnarrende Gefährte ist der leidigste von Allen. Von vornherein verräth er sich durch nichts; als gutgenährter Herr knüpft er ein freundliches Gespräch an, er führt eine sehr schätzenswerthe Sorte Schnupstaba und bietet euren Kindern Bonbons und Confituren an, er ist vielgereist, und Frau und Töchter versprechen sich am nächsten Morgen, wo nach anhaltender Nachtfahrt eine Ermattung der Lebensgeister unvermeidlich ist, von ihm eine anregende Unterhaltung. Sobald die Lampe an der Decke des Waggons erscheint und draußen Wald und Flur in tiefe Finsternis versinkt, enthüllt der gutgenährte Herr die Kebrüste der Medaille. Nachdem er den Sommerhut abgelegt, und das Haupt mit einem seidenen Taschentuche umwickelt, drückt er sich in die Ecke und entschlummert. Anfangs gleicht sein Schlaf dem eines neugeborenen Kindes, aber bald läßt der Unbekannte die Wäste fallen. Mit Tönen, die an das Summen der Bremse erinnern, beginnt er; aber gleich dem fundigen Organisten, der die Aufmerksamkeit der Gemeinde zu sehr bald ein energischeres Register, bis zuletzt das volle Werk erschallt. Alle übrigen Anwesenden im Coupé fahren empor, wenn der Wind durch die Pfeifen braust, und es bleibt schließlichs nichts übrig, als dem Balgentreter nachzuahmen, den unangenehmen Virtuosen durch Tritte zu ermuntern, und wenigstens für die nächste Viertelstunde zum Schweigen zu bringen.





Aber gelingt es selbst dem nach Ferienerholung lechzenden Familienvater mit seinen Angehörigen allein zu bleiben, besitzen diese das entschiedenste Talent im Wagen zu schlafen; die heutigen Eisenbahneinrichtungen verleiden ihm die nächtliche Ruhe. „Fünf Minuten Aufenthalt!“ Die Thüren werden aufgerissen, der Lampenschein aus dem Stationsfalon fällt auf die Gesichter der jungen und alten Schläfer, die kalte Nachtluft dringt durch die offene Wagenthür und Alle springen auf, um sich fester mit Ueberwürfen und Plaids zu bedecken. Donnernd wird die Thür zugeschlagen und der Zug stürzt weiter in die Nacht hinaus; die Dulder sind sämmtlich von neuem eingeschlafen, das Kleinste glaubt sogar zu Hause zu sein und träumt von Vello, dem Hündchen. Unmerklich verlangsamt sich die Schnelligkeit der Fahrt, ohne daß einer erwacht, hält der Maschinenführer vor einer Grenzstation oder dem Rayon einer neuen Eisenbahngesellschaft, die Thür wird mit einem wilden Griff aufgerissen, Alle fahren entsetzt empor, das Kleinste schreit laut auf, es war ihm, als würde es in einen Abgrund geschleudert und doch zeigt sich nur der Conductor mit seiner Laterne an der Wagenthür. „Ihre Billets, meine Herren!“ die fälligen Coupons werden abgerissen die Thüren zugeschlagen, eine neue Locomotive schnaubt mit glühenden Augen vorbei und setzt sich an die Spitze des Zuges — weiter — weiter!

Mit welchen poetischen Empfindungen betrachtete einst der Fußwanderer das erste Dorf, das er nach frühem Abmarsch aus dem Nachtquartier an seinem Wege traf; der Reisende des Couriezuges bekümmert sich nicht mehr um dergleichen Dörfler. Ein Spalier von Dörfern und Herden in Pferchen fliegt an ihm vorbei; ihn interessiert nur die Kaffeestation. Die Damen machen nothdürftig Toilette im Waggon, Scheitel werden geglättet, widerspenstige Bocken leiblich geordnet, reine Kragen angelegt; man nähert sich dem Reiseziel und will, wenn auch nicht den Forderungen des Mobejournal, so doch denen des bürgerlichen Anstandes entsprechend auftreten.



Jetzt beginnen auch wieder die amtlichen Functionen des Familienvaters, die Billets hat man ihm bereits abgefordert, er zieht den Gepäckzettel und vergegenwärtigt sich noch einmal das Aussehen der einzelnen Koffer, er holt den Riemen hervor und schnallt Plaids und Decken zusammen, er ermahnt die Seinigen, nichts zu vergessen, beim Aussteigen nichts zu verlieren. Die Nacht ist überstanden, das qualvolle Gefühl des Kofferbaseins überwunden, der Reisende wieder Mensch, wieder dispositionsfähig! Aber noch hat er nicht den eigentlichen Sommeraufenthalt erreicht, noch liegt eine Tagereise vor ihm, die im Wagen zurückgelegt werden muß, und auf dem Bahnhofe lauern die Fuhrleute des Badeortes auf ihn, wie die Bestien im römischen Circus auf die ersten Schripen. Auch der einzige Gastwirth der Station hat in Betracht der jugendlichen Familienmitglieder des Reisenden die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn für einen Tag an sein Hotel zu fesseln. Zu diesem Zwecke hat er sich in eigener Person als Gastfänger eingefunden, und während die Koffer von den Gepäckträgern herbeigeschleppt werden, unbemerkt des Kleinsten als Unterpfand oder Geißel bemächtigt. Er hält ihn sicherer und wärmer als der Vater in Goethe's Erbkönig und doch stößt der Kleinste ein durchdringendes Jammergeschrei aus. „Das Kind! das Kind!“ jammert die Mutter, „das Kind ist unter die Räder gekommen!“ Nein, nein, das Kind ist gerettet, der Vater hat es aus den Krallen des Hotelfalken gerettet, es steht wieder auf seinen eigenen Füßen zwischen einer Schutzwache von zwei älteren Schwestern. Die Reisenden befinden sich noch nicht im Hafen, aber auf der Rhede und es werden Unterhandlungen mit den Fuhrleuten angeknüpft, sie vor Sonnenuntergang in den Badeort zu lossen.

Da an einer Zweigbahn gebaut wird, die im nächsten Sommer vollendet sein soll, ist das Fuhrwesen der Wegstraße in der Aufschwung begriffen, die Wagen sind für diese Saison nicht mehr aufgepolstert und die Gespanne bis auf den Zustand Mozinanten herabgekommen. Im Herbst sollen beide zu jedem Preise losgeschlagen werden, die Sache der Reisenden aber ist es, den nothmächlichen Schaden schon jetzt zu decken. Dem Familienvater wird für die achttündige Fahrt eine Summe abverlangt, die, im Falle er sie auszahlen wollte, das Gleichgewicht des ganzen Badebudgets stören würde. Da alle anwesenden Kutsher auf dieser verabredeten Forderung bestehen, sieht er sich genöthigt, Extrapost zu wählen. In Betracht mehrerer Familienmitglieder und starken Gepäcks besteht der Postmeister auf drei Pferden, in Betracht der Wagen werde man Nachsicht haben müssen. Dieselben seien stark in Anspruch genommen, und nicht immer die bequemsten, das Kleinste werde man auf den Schooß nehmen, das Größere könne neben den Postillon auf den Boß geschnallt werden. Die Chaise fährt vor, und ihr Aussehen reizt den Familienvater trotz seiner niedergeschlagenen Stimmung zu einer humoristischen Frage.



„Sie machen mit ihr wol eine Probefahrt?“ sagt wehmüthig lächelnd der Reisende. Postmeister und Postillon fassen nicht den ironischen Sinn der Frage, schütteln die Köpfe und meinen: „die Chaise sei schon oft dabei gewesen.“ der Familienvater erklärt sich daher deutlicher und sagt, er verstehe unter der heutigen Probefahrt nur den Versuch, ob der Wagen den Weg noch einmal, ohne zu zerbrechen, aushalte. Der besorgte Großstädter hat die Dauerbarkeit der Chaise unterschätzt, außerdem bewährt sie sich hinsichtlich der Sitze als eins der außerordentlichsten Folterinstrumente, als ein Seitenstück zu dem Fasse des Regulus und der mit eisernen Nägeln gespickten Nürnberger Wiege im germanischen Museum. Auf der ersten Station muß der Wagen gewechselt werden; die Familie ist darüber einig, sich nicht verschlechtern zu können. Sie kennt noch nicht die Vielseitigkeit ausrangirter Stadthaisen, die sich in ihren alten Tagen auf Poststationen zurückgezogen haben. Die Rücklehnen des neuen Wagens sind so steil und stehen in so schroffem Widerspruch mit dem Gliederbau des menschlichen Körpers, daß die Darinsitzenden am Ende der Fahrt bekennen, noch nie ähnliche Qualen ausgestanden zu haben. Etwas besser ist die Equipage auf der dritten und letzten Station, denn sie stammt aus dem Postamt des Badoeres, doch wird dem Reisenden, nachdem sein Gepäck gewogen worden, ein viertes Pferd octroyirt und als Grund desselben ein hoher Berg angegeben. Dem Familienvater fehlt bereits die Kraft zu widersprechen, er fügt sich allen Anordnungen des Postmeisters und gestattet sogar einem Unbekannten, der so aussieht, als wolle er in dem Badeorte als „Fechtmeister“ oder Anleihen-Collecteur im eigenen Finanzdepartement auftreten, neben dem Postillon Platz zu nehmen. Das bis dahin der Sicherheit wegen auf dem Boß angeschallte „Größere“ sitzt auf dem Schooße der Schwester. Als man an den Fuß des Berges kommt, steigt die ganze Familie, ungeachtet des octroyirten vierten Pferdes, aus dem Wagen und klettert die Höhe zu Fuß hinan, nur der Fechtmeister bleibt sitzen. Fast tausend Schritte vor den ersten Häusern des Badeortes, wo man schon lustwandelnden Kurgästen begegnet, verläßt auch er den Rutschbock und empfiehlt sich mit dem Versprechen, baldigst seine Aufwartung zu machen.

Zehn Minuten später halten die Reisenden ihren Einzug, aber er gehört nicht zu den besonders feierlichen. Die Kurgäste, welche täglich um diese Stunde die Ankunft neuen Zuzugs erwarten, haben sich in Gala längs der Chaussee eingefunden und lassen sämmtliche Ankömmlinge moralisch Spiefrüthen laufen. Der Familienvater hat Frau und Kinder schon auf diese Kundgebungen der Menschenliebe sattfam vorbereitet; die spöttischen Seitenblicke der Kurgäste werden philosophisch als „Vorur“ aufgefaßt. Da man auf brieflichem Wege noch nicht eine Wohnung gemiethet, befehlt der Familienvater dem Postillon, vor einem Hotel vorzufahren. Es geschieht, aber zwei der nächsten Gasthäuser sind bis auf den letzten Platz besetzt, ein junger Pasant, kein Kurgast, hat sich sogar schon entschlossen, auf dem Billard zu schlafen. Man muß sich entschließen, den Besitzer des ersten Gasthauses „Stadt Paris“ um Aufnahme zu eruchen. Stadt Paris hat der Reiselwelt durch die Höhe ihrer Preise soviel



Respect eingeflößt, daß sich nur noch Lords, Kneese und Marckese's in ihren Rayon wagen, und stets einige Zimmer leer stehen. Der Oberkellner empfängt die Familie mit dem Anstande eines Regerkönigs, vor den seine Satelliten eine Anzahl Schiff-



brüchiger führen. Es scheint sich nur um die Frage zu drehen: „noch heute? oder erst morgen?“ — „kochen oder braten?“ — „erst die Jungen oder die Alten?“ — Ohne Weiteres werden sie über den Hof in das vierstöckige Hinterhaus gebracht, dessen Flur zugleich die Vorhalle der Stallungen zu sein pflegt. Die abnungsvollen Kleinen weigern sich anfangs, die Treppen hinaufsteigen; erst das Beispiel der älteren Geschwister ermuntert sie. Die Familie wird endlich in einem weitläufigen Gemach untergebracht, das ungleich mehr zum Trocknen der Wäsche, als zur Aufnahme müder Reisenden geeignet scheint. Das Gemach besitzt aber ländliche Reize, man vernimmt ein seltsames Geräusch, und nach einigem Lauschen überzeugt man sich, daß dieses von einer Grille herrühre, die in einem frisch mit Heu gestopften Bettfack ihren Gesang anstimme.

Während der Wasch- und Toilettenoperationen erscheint der Zimmerkellner und erkundigt sich, ob man das Souper auf dem Zimmer einnehmen wolle? im entgegengesetzten Falle sei im Eßsaale gedeckt; offenbar ein Wink mit dem Zaunpfahl. Leider befindet sich die bis auf's Aeußerste erschöpfte Familie nicht in der Lage, dem Gemiffir eine bejahende Antwort zu ertheilen, da das Kleinste beim Enttleiden schon auf dem Schooße der Mutter entschlummert ist, und er entfernt sich unter pantomimischer Kundgebung der äußersten Geringthätigkeit. Was sollen wir sagen? in Folge der vierundzwanzigstündigen Fahrt bricht die Familie erschöpft zusammen, wie eine Truppe nach mehrtägigem Eilmarsch; noch einmal klopfert der Zimmerkellner an die Thür, denn er wünscht zu wissen, wann die Gäste geweckt werden wollen, aber er erhält keine Antwort mehr. Alle sind entschlummert, nur der Familienvater befindet sich noch in halbawachem Zustande und Kampfe mit der Härte der Matrage; er glaubt in der vorletzten Extrapostchaise zu sitzen und protestirt gegen ihre steile Wand beim Postmeister. Endlich entschlummert auch er, und hoffentlich erbeitert der Gott der Träume sein Gemüth durch die heitersten Bilder aus dem am nächsten Morgen beginnenden Badeleben. [1446]



(Fortsetzung folgt.)

Im Hause der Frau Hofrathin.

Erzählung von Elise Polka.

(Schluß.)

Als der Magister Morus an jenem Abend durch die beschneiten Straßen nach Hause ging, begleitete ihn das Bild der Frau, die er eben verlassen. Er sah sie in dem dunkeln Kleide und weißen Wulentuch. Ein schwarzer Schleier war über dem leicht gepuderten Haar in Falten gelegt und unter dem Kinn ineinander geschlungen. Wie war ihm ihr feines Gesicht blässer und doch zugleich lieblicher erschienen, als heute, nie die Verschiedenheit der beiden Gatten ihm klarer vor Augen getreten. Er grübelte und sann darüber nach und konnte nicht mit seinen Gedanken fertig werden. Fragen über Fragen stiegen auf, für die er keinerlei Antwort fand. — War diese zarte, erregbare Frau wol glücklich neben diesem in seinen Studien vertieften, heftigen, strengen Mann, der tagelang arbeitete, fast ohne die Augen zu ihr aufzuschlagen? — O wie gern hätte er das gewußt und die innere Geschichte dieser Ehe gekannt. — Ein wunderbarer Zauber schwebte um diese Frau, ein Zauber, dem sich die verschiedenartigsten Menschen unterwarfen. Morus selber fühlte sich wie in einem unsichtbaren Netz, seit er zum ersten Mal in das Licht dieser Augen geblüht, — er konnte keinen Tag verleben, ohne wenigstens einige Minuten bei ihr einzutreten. — Wie selten fand er sie allein, die Collegen ihres Mannes waren da, oder junge Studenten, die der Herr Hofrath ihr zur „Musterung“ zuzuschicken pflegte, — oft grüßte er die „Frau Hofrathin“ nur und wechselte kaum ein Wort mit ihr und doch nahm er allezeit ein wunderbares Wohlgefühl mit sich fort. Es arbeitete sich leichter im einsamen Kämmerlein, wenn man dies blasse, feine Gesicht gesehen. Sie vertieft gleichsam dieses Wohlgefühl unter Alle, die in ihrer Nähe kamen. Der Eine sagte, wenn er bei ihr gewesen, ihm sei zu Muth, als ob er mit seiner Schwester geplaudert, der Andere behauptete, eine Empfindung zu spüren, wie er sie nur bei seiner Mutter einst gefühlt, den Dritten erinnerte sie an eine gestorbene Liebe, den Vierten an seine ferne Braut. — Worin lag jene seltsame Wirkung? Sie war nicht schön, jene kränkelnde Frau, sie fesselte nicht das Auge durch blendenden Reiz, sie besaß keinerlei hinreißende Talente — sie besaß nur die Gabe zu hören und zu reden. Ihre Fröhlichkeit war unwiderstehlich und ihr Ernst wohlthuend. Sie verstand mit Herz, Augen und Lippen, mit den Trauernden jeden Grades zu trauern und mit den Glücklichen zu scherzen. Jede Seele athmete bei ihr die Luft, in der sie ihre Flügel entfalten konnte — sie wußte Jeden in die Atmosphäre zu versetzen, deren er bedurfte, um in süßester Behaglichkeit sich zu fühlen. — Jedes Thema, das ein Anderer ihr gegenüber im Laufe des Gespräches anschlug, schien ihr eigenes Lieblichthema zu sein — so lebhaft und warm ging sie darauf ein. Wunderbar flug dünkte sich Jeder in ihrer Nähe, man hatte aber gar keine Zeit, darüber nachzudenken, ob sie selber, jene zarte Frau, die so antheilvoll zuhörte, sehr klug sei. „Sie begriff das Lateinische und Griechische nicht allzuleicht,“ pflegte der Herr Hofrath vor ihr scherzend zu sagen, „ihr Kopf ist nicht viel werth, ihr Herz ist aber das Klügste der Welt!“ — Eine tiefe, stille Sympathie zog

den jungen Magister Morus zu dieser Frau, — eine Theilnahme, frei von jedem selbstsüchtigen Gedanken, in die sich nur ein angstvolles Mitleid, eine Furcht um ihretwillen mischte. Seine einzige Sehnsucht, ernst und heilig wie ein Gebet — war nur: in ihrer Nähe bleiben — da zu sein, wenn sie ihn brauchte, sie zu hüten, über sie zu wachen. — Er wußte, wie besorgt der alte Arzt um sie war und wie sorglos der Herr Hofrath und die Frau Hofrathin — der Himmel selbst hatte ihn bestimmt zu sorgen — und zu warnen, wenn es Noth that. Wie sich Sorge und Warnung zu äußern habe, war ihm zwar noch nicht recht klar — er kam aber einstweilen jeden Tag und lernte Italienisch, weil sie diese Sprache so liebte und er mit ihr die Sonette des Petrarca übersetzen durfte. Dabei war Morus stiller, sanfter und schüchtern, als irgend Einer der Besucher des Böhme'schen Hauses — und je mehr Gesellschaft er fand, desto schüchtern wurde er und dann trug er zur Unterhaltung weniger bei, als der kleine Vogel, der im Bauer am Fenster zwitscherte. Zuweilen gab er seine Anwesenheit nur dadurch kund, daß er irgend etwas umstieß und in Unordnung brachte — aber es war so reizend, wie sie das Alles auf sich nahm! — Wie die Anderen doch so frei mit ihr plaudern konnten vor aller Welt! — Und er brachte noch nicht einmal ein „felicissima notte“ in ihrem geliebten Italienisch über die Lippen. — Die Herren Collegen dagegen, was redeten sie Alles bei der Frau Hofrathin! — wie thauten sie auf und wurden lebendig! Da war zunächst der Hofrath und Professor Gellert, der ihr jedes seiner Gedichte zuerst brachte. Der gelehrte Ludwig nannte sie geradezu „seinen Garten, allwo ihm allezeit frische Blumen erblühen“. Der Professor der Philosophie und Naturlehre, Johann Heinrich Winkler, Senior der Universität, verzog nur bei ihr sein ernsthaftes Gesicht zum Lachen, und der seine Domherr August Ernesti vergaß hier allein Amt und Würden, um sich in heiteren Scherzen zu ergehen; das Stübchen der Frau Hofrathin war der einzige Boden, auf welchem die beiden erbitterten Gegner, Ernesti, der Anhänger der Leibniz'schen Philosophie, und der düstere Schwärmer Christian Crusius ohne Streit nebeneinander auszubauern vermochten. Es war hier eben gar keine Möglichkeit, in eine wirkliche Fehde zu gerathen, — es gab immer so viel Anderes zu besprechen, es war eine so heitere Friedensatmosphäre bei dieser Frau, ihre Augen verklärten so mild jedes Wort — alle möglichen Dinge war man versucht, bei ihr zu treiben, nur eins nicht: heftig zu streiten. —

Es war kein Wunder, daß sich der junge Wolfgang Goethe dort behagte. Zum Entzücken der Klatschbasen besuchte er das Böhme'sche Haus fast täglich. — Wäre das Schreiben für manche Finger nicht ein so gewaltig anstrengendes, mühseliges Geschäft gewesen, der Herr Rath in Frankfurt würde mehr als eine Epistel erhalten haben voller Warnungen!

Der große Tag war gekommen — Böhme's hatten mit Hilfe des jungen Magister Morus Einladungen zu einem Nachmittagsstafée und dadurch eine gewaltige Aufregung hervorgerufen in der Frauenwelt. Der Einzug der Türken in die Lindenstadt, oder der Ausbruch der Pestilenz hätte kaum ein größeres Aufsehen machen können. „Es muß etwas nicht ganz in Ordnung mehr sein, darum braucht sie uns Frauen —“ murmelten die Basen. „Ich gehe nicht hin“ — sagte eine zur Andern — aber es blieb doch keine Einsige aus, sie kamen Alle mit dem Glockenschlage 5 Uhr. — Am Tage vorher war ein allgemeines Bügeln und Bürsten, man wollte doch der Frau Hofrathin zeigen, wie schön man sein konnte, wenn es darauf ankam, und mit viel leichter Mühe solch eine kleine blasse Frau ausgestochen werde! — Die Böhme'sche Wohnung war in Folge des trübten Novembertages schon bei Zeiten hell erleuchtet und behaglich durchwärmt. Es verursachte dies damals weder so viel Mühe noch Kosten, wie heut zu Tage; einfache Kerzen genügten. Auch öffnete sich keine Enfilade von Zimmern, die Gesellschaft im Hause des Herrn Hofrath hatte sich in drei große Räume vertheilt. In der Vorstube sah die Jugend, in dem Zimmer der Frau Hofrathin thronten die Frauen und in der Studirstube rauchten und spielten die gelehrten Herren. Die Pfeifen dampften, daß man kein einzelnes Gesicht mehr herausfinden vermochte. Die Frau Hofrathin saß diesmal nicht wie gewöhnlich in ihrem hochlehnigen Sessel, sie ging wie eine Gefunde zwischen ihren Gästen umher, scheute weder die Rauchwolken noch die schwüle Atmosphäre des Zimmers, allwo die Frauen in ihrem schönsten Putz mit ihren Strickzeugen saßen und verweilte mit besonderem Behagen in dem großen Raum, wo das junge Völkchen so lustig zwitscherte, wie eine Schaar Sperlinge im Frühling.

Es war auch gut, daß sie dort sich ein wenig länger aufhielt bei ihrem Rundgange; so gewann man denn doch hin und wieder Zeit, in der Wohnstube seinen Gefühlen Luft zu machen und die Strickstrümpfe in den Schooß sinken zu lassen. Himmel, mit welchen Nichtermien man Alles beschaute, was sich mit den Augen erreichen ließ! O! wer einmal in diesem Hause hätte Alles so recht nach Herzenslust untersuchen dürfen, vom Boden bis zum Keller! — Einige ruhelose Finger beschlitten das Damasttuch, das auf dem Tische lag, ob es wol auch ungesäumt sei. — Bei einer solchen Wirthin konnte man ja auf Alles gefaßt sein! Man zischelte sich in die Ohren, daß man ein Bettüch erwartet habe statt einer Tischdecke, man wunderte sich, daß die Tassen unzerbrochen, daß man silberne Büffel bekam — die mußten ja in solcher Haushaltung längst verloren gegangen sein. Auch an dem Kaffee fand man leider nicht das Geringste auszufetzen und das Backwerk war frisch. Nun hoffentlich gab es desto mehr an dem Abendbrot zu mäkeln, das war noch ein Trost. Es war ja nicht möglich: eine Frau, die allerlei Sprachen redete und mit gelehrten Männern umging, als ob sie ihresgleichen — die konnte ihre Gäste nicht ordentlich bewirthen. Daß der Herr Hofrath selber so überschlanke, war auch sicherlich allein die Schuld der Frau Hofrathin und ihrer verwahrlosten Küche. Wie wohlgenährt schauten dagegen die Männer anderer Frauen aus! Sauer genug ließ man sich's ja mit dem lieben Hausstaud werden. Die Eine überbot jetzt eben die Andere im Aufzählen ihrer eigenen Heldenthaten am Waschtisch, in der Küche und Kinderstube. Es war ein wildes Durcheinander, so daß die gelehrten Herren sich wol einmal erschreckt anschauten, auch zuweilen die Karten niederlegten, um sich ängstlich über die Stirn zu streichen. Es war gut, daß der Herr Hofrath nicht zuhörte, denn er hätte zur Ueberzeugung kommen müssen, daß er der unglücklichste aller Chemänner im Besitz einer solchen Frau. Und wie sie sich putzte! Andere Frauen ließen sich genügen mit einer seidenen Contusche und einer neuen Toque das ganze Jahr, für so viel Arbeit. Diese Frau aber trug gewiß so viel neue Röcke, als Monate im Jahr, sie waren bauschiger, als jemals die Röcke der Andern gewesen und ihre Hadenstücke hatten eine ungläubliche Höhe. — Hellblaue Schleifen trug sie in ihrem Haar, — wozu brauchte eine Frau, die Lateinisch verstand, überhaupt Bänder und Tand? — Lange konnte aber solch verschwendrisches, unwirthschaftliches Treiben nicht dauern, das wiederholte man sich auch heute — das

Böhme'sche Haus mußte zusammenbrechen, als warnendes Exempel für Jedermann. Dann würde wol auch die Frau Hofrathin zur Einsicht kommen und herabsteigen von ihrer Höhe und zu ihren Allen kommen mit Thränen und Flehen. Nun, man wollte nicht grausam sein, man wollte Böses mit Gutem vergelten, man wollte ihr abgelegte Sachen schenken und gute Vorschriften geben, sie auch spinnen und nähen lehren. —

Während dieser eifrigen Gespräche röhreten sich alle Gesichter, die Nasen wurden länger, die Augen glänzten vor Vergnügen. Man bemerkte jetzt erst, daß der Gegenstand aller dieser liebevollen Betrachtungen auf der Schwelle des Wohnzimmers stand, neben ihr neu angekommene Gäste, eine gewaltig große, fast überhöhlte Frau und ein kleiner dicker Mann. Dies ungleiche Paar war der hochgelehrte Professor Gottschied und seine Gemahlin Adalgunde. Die Gottschiedin führte ein strenges Regiment, ihr Eheherr durfte das Böhme'sche Haus nur in ihrer Begleitung besuchen. — Wegen ihrer bekannten Gelehrsamkeit war sie zwar auch von den Frauen in den Bann gethan worden, aber man redete nicht so viel von ihr wie von Marianne Böhme, sie wurde von den Männern nicht aufgesucht, sondern vielmehr ein wenig gefürchtet. — Sie sagte eben jetzt laut genug: „Hier mag ich nicht sitzen, ich gehe in die Rauchstube.“ Mit einem stolzen Kopfnicken ging sie vorüber und verschwand in den blauen Wolken. — Die Frau Hofrathin Böhme erschien nach wenigen Minuten heiter lächelnd unter ihren Feindinnen und nahm zwischen ihnen ihren Platz. In ihren kleinen Händen hielt sie einen großen wollenen Strumpf, dessen Form keinen Zweifel über seine demnächstige Bestimmung zuließ. Ihre feinen Finger arbeiteten eifrig daran. — Was es möglich — sie strickte wirklich! Strümpfe für den Hofrath?.. Wahrhaftig — sie zog den Faden ordentlich in die Masche und wieder heraus, — sie vollendete Nadel um Nadel und plauderte dabei ganz heiter, reizend und unbefangen. — Und als Eine der Frauen, um die Frau Hofrathin zu prüfen eine Masche fallen ließ und schwache Augen vorschüzte, die sie am Aufheben verhinderten, da wurde der Schaben auf eine so wunderbar geschickte Weise beseitigt, daß des heimlichen Staunens kein Ende war. Nebenher ließ sie manche theilnehmende Frage fallen, nach den lieben Kleinen, auch nach einem besonderen Kochrezept, lobte hier und da die Farbe eines Kleides, bewunderte dort die Federn eines Kopfsputzes, redete auch von den theuren Preisen, als ob sie mit eigenen Händen Alles einkaufe, was zu des Lebens Nahrung und Nothdurft gehöre — und lockte sogar manch vertraulich Wort über die Plage der schlechten Mägde hervor. Die Zungen lösten sich immer mehr und mitten im lebhaftesten Durcheinander erhob sich die Frau Hofrathin und verschwand. — Es war kein Zweifel, eine Here mußte man sie nennen — das spürte man deutlicher als je — und hätte sie nicht so bezaubernd hübsch ausgesehen in ihrem blaßgrauen geblühten Seidenkleide mit den blauen Schleifen im Haar und den langen, matt gepuderten Locken des goldbraunen Haars — so würde man sich vielleicht an heutigen Tage mit ihr ausgesöhnt haben — so aber war es wirklich unmöglich. Eben kamen neue Gäste, die sie wieder mit allen Künsten ihres firenenhaften Wesens begrüßte, wie die Beobachterinnen meinten, und es waren doch eben nur junge Studenten und der Hofmeister des Grafen Lindenau, der Magister Behrisch mit seinem grauen Rock und spöttischen Gesicht. Der Wolfgang Goethe war dabei — aber er spielte eine seltsame Figur, der Frankfurter Patriciersohn. In einem überreichen Tressenrock und bauchigen Kniehosens, gewaltigen Schnallen auf den Schuhen und einer seltsam frisirten Perücke mit mächtiger Schleife sah er aus, als ob er sich zum Scherz in die Kleider eines Alten gesteckt habe, das hübschliche Gesicht erschien ganz fremd in dieser Umhüllung. Eine gar tiefe Reverenz machte er und folgte dann gravitätischen Schrittes der Wirthin in das Flurzimmer, wo die Mädchen beimessen saßen, mit der feierten Frau Defer und Frau Breitkopf. „Seid nur recht munter, lieber Goethe“, flüsterte die Frau Hofrathin, „und nehmt Euch nachher hübsch zusammen, daß Ihr eine gute Tänzerin bekommt; denn wir wollen nicht den ganzen Abend so stocksteif umhersitzen, sondern ein Tänzerchen machen. Zwei Fiedler habe ich bestellt. Die gelehrten Herren müssen Alle daran und die Frauen dort drüben auch. — Ihr müßt mir dabei helfen und Euch zuerst mit den Alten, dann mit den Jungen schwenken. Seht Euch einsteuilen unter den Mädchen um; Ihr müßt doch in Leipzig an das alte Sprüchlein glauben lernen: —

„In Sachsen — in Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.“

— Und wenn Ihr irgend einen Namen wissen wollt, so fragt nur den Magister Behrisch, der kennt sie Alle. Aber still — nichts verrathen vom Tänzerchen — daß muß unser Beider Geheimniß bleiben.“ —

Und fort war sie. — „Ich höre meine Frau husten“, sagte der Herr Hofrath Böhme von seiner Partie Tarock ausblickend, gewiß redet sie zu viel mit den alten Weibern drüben; lieber Magister Morus — jagt also entweder das Frauenvolk fort oder bringt Marianne hierher.“ —

Und der Magister Morus, der mit dem jungen Hofrath Odobus Schach spielte, erhob sich sofort zum offbaren Aergern seines Partners — übergab seine Partie dem Sachwalter Müller und verschwand. Die Frauen wegwagen, wie er es gern gewollt, war leider unausführbar, auch hätte er sich selber lieber ein Leides zugesügt, als die Frau Hofrathin in diese Rauchhöhle zu schleppen; er begnügte sich, zu ihr zu eilen und nach ihrem Husten zu fragen. Auf ihr liebliches „schönen Dank, ich huste nicht mehr, als immer!“ zog er sich in irgend einen Winkel zurück und verließ allda regungslos, nur mit den Augen jener zierlichen Gestalt folgend, die vor ihm auf und ab schwebte. In seiner Nähe stand ihr kleiner Tisch, die Ausgabe der Sonette des Petrarca lag darauf — leise berührte er mit seiner Hand das unscheinbare Buch. — Es war ihm, als scheide diese Berührung ihn von der übrigen Welt — wie im Traume sah er das Gewirr von Gestalten und hörte das Geräusch der verschiedenen Stimmen. Wie auf einer seligen Insel fühlte er sich, so vergessend und abgetrieben und doch der Einen so nah, für die er ein Empfinden hegte, welches so ganz und gar unirdisch, schon in die Ewigkeit zu deuten schien. —

Die Erscheinung des jungen Goethe hatte eine große Aufregung in die Mädchenwelt gebracht; man fand ihn über alle Maßen komisch und auffällig, wie aus verschollenen Tagen auftauchend. Man lachte nach Mädchenart über ihn. Die anderen Studenten, den gewandten Grafen Lindenau an der Spitze, mischten sich rasch unter die Mädchen, — er allein fühlte sich fremd und unsicher. Das Kichern und Flüstern und die schelmischen Blicke der hellen Augen verwirren ihn immer mehr, während der Ueberfluß an so viel blühender Schönheit ihn doch in Entzücken versetzte. Wer war nur vor Allen jenes wunderhübsche Gesicht, mit der eben Lindenau so eifrig plauderte? Wie eine rosenfarbene Wolke floß ihr bauschiges Kleid um ihre vollendete

Gestalt, aus Spitzen und Schleifen tauchte ein schneeiger Hals auf und die schönsten Arme. Das Gesichtchen war wie aus Wachs modellirt und die Augen leuchteten wie Sterne. — „Das ist die Rathe des Cantors der Thomasschule, Corona Schröter“, belehrte ihn wenige Minuten später der Magister Behrisch. „Sie singt genau so schön, als sie aussieht. Dort hinter ihr das finstere Mädchen mit den hübsigen Augenbrauen und dem strengen Munde ist ihre größte Nebenbuhlerin, Gertrude Schmähling. Hätte sie zu ihrer Stimme das Gesicht der Corona, sie würde die Welt erobern. Dort am Fenster steht die freundliche Friederike Defer, über ihre schönen Augen vergißt man ihre Blatternarben. Die hübsche Minna Stock und die niedliche Breitkopf neben ihr haben sich wol wichtige Dinge zu erzählen. Die kleine Schlichternte dort in der Ecke seht Euch aber einmal näher an — ich bin es, der das allerliebste Kind der Frau Hofrathin zuerst vorgestellt hat. Es ist das Töchterlein meines wackern Speisewirths, Käthchen Schönkopf. Ich rathe Euch einmal dort mit uns zu speisen — man ist vortrefflich dort und die Kleine hilft und schafft im Hause, daß es eine Freude ist. Das Köpchen, dünkt mich, sei zum Küssen, und Hände hat sie trotz aller Arbeit, wie eine Prinzessin. Gefällt sie Euch nicht besser, als selbst die Corona?“

„Ebenso gut, ganz gewiß“, antwortete der junge Student, und nahm sich vor, eine dieser Weiden zum Tanze aufzuziehen, sobald die Zeit gekommen. — Und die Zeit kam. Man hatte von den herumgereichten Speisen und dem gewürzten Weine tapfer genossen — da erliefen plötzlich zwei Fiedler und eine lustige Tanzweise durchslog die Räume. Wie sie aufstuhnten, die gelehrten Herren, wie den Frauen die Stricknadeln aus den Händen sanken! — Seltsame Erinnerungen an längst vergangene Tage kamen über sie. — Und wenige Minuten später, auf einen lächelnden Wink der Frau Hofrathin, flogen die Studenten wie ein Wirbelwind durch alle Zimmer — es war als sollte der Raub der Sabinerinnen noch einmal aufgeführt werden. Aber nicht auf die reizenden Mädchen gestalten stürzten die festen Räuber, — sie bemächtigten sich vielmehr der Frauen und der grauesten, verwittertesten zu allererst. Dagegen steckten die Mädchen, Corona Schröter an der Spitze, ihre Köpfe in die Rauchwolken und baten um Tänzer. Wer hätte da widerstehen können! Hingerissen von dem Zauber solcher Eindringlinge erhob sich einer der gelehrten Herrn nach dem andern, die Pfeifen wurden bei Seite gelegt — wie im Traume ließen sie sich wegführen von den kleinen, zierlichen Händen — etwas wie ein Hauch der Jugend legte sich auf die gesuchten Stirnen. Ehe man sich besann, war man mitten in einer munteren Gavotte.

Das war ein seltsames Durcheinander — das waren frapante Contraste. O wie köstlich ließ sich's zusehen! Wie sie lachte und strahlte die Frau Hofrathin, daß ihr Complot so wohl gelungen! — Hier mühte sich Ernesti an der Hand der allerliebsten Caroline Schulz, seine steifen Beine zu ungläublichen Sprüngen zu zwingen — dort trippelte der Hausherr selber neben Corona Schröter immer gegen den Tact. — Da drohte die Perücke des Sachwalter Müller fortzuklugen, weil die Schmähling ihn so ungestüm mit forttrieb und die Verrenkungen des gelehrten Ludwig, dessen sich Minna Stock bemächtigt, erregten allgemeines Vergnügen.

Der Magister Behrisch hatte Käthchen Schönkopf am Arm. Wie eine Rose glühte und lachte ihr Gesicht. — Nicht eher als bis sie die ehrsamten Frauen außer Athem — also zum Schweigen gebracht, durften die jungen Studenten daran denken mit solchen Tänzerinnen dahin zu fliegen. Die schwere Arbeit war nicht so leicht gethan — es währte lang, ehe man sie beendet — und zuletzt wirbelte nur noch ein einziges ungleiches Paar im Flur umher, das aber freilich allgemeines Aufsehen erregte, nämlich der junge Goethe mit der langen Frau Gottschiedin. — Er versuchte voll offener Verzweiflung, sie möglichst schnell von der Stelle zu bringen — es war vergebens — sie drehten sich fast nur im Kreise um sich selbst, wobei doch Beide mit vereinten Kräften auf das Ernstlichste arbeiteten. Ja, die Kunst des Tanzens war doch wirklich viel schwerer als die Kunst des Besessmachens — ein ellenlanges Gedicht hätte er — so sagte der junge Student sich in seinem Herzen, viel schneller zu Wege gebracht, als einen einzigen Rundtanz. — Und dazu alle die lachenden Augen um ihn her, und das Zusammenstehen der Mädchenköpfe. Sicherlich würde nachher keine mit ihm tanzen nach solcher Probe. — Da hielt plötzlich die Gottschiedin inne: „Lieber Kleiner“, sagte sie mit ihrer lauten Stimme zu ihrem Tänzer, „Er muß erst gehörig tanzen lernen, eh' Er es wieder mit Unfer-einer versucht!“ — Damit ließ sie ihn stehen und raufte in's nächste Zimmer, um sich dort erschöpft auf einen Stuhl zu werfen. —

Eine bedenkliche Pause entstand — alle Blicke wendeten sich zu dem Gescholtenen — sogar die Fiedler hörten auf zu spielen, bis ihnen die Frau Hofrathin selber einen Wink gab, fortzufahren.

Sofort singen einige junge Paare wieder an zu tanzen. — Unwillkürlich wich der junge Goethe ein wenig zurück. Aergern und Scham stritten auf seinem schönen Gesicht. — Da sagte eine süße Stimme dicht hinter ihm: „Wollen wir Beide es einmal mit einander versuchen?“ — Der Student wollte sich rasch — Friederike Defer stand neben ihm. „Ich kann's ein wenig“, lächelte sie, „die Gottschiedin war zu groß für Euch — wir passen besser zusammen, denke ich! Ich wette, es wird gehen!“ —

Und wahrhaftig es ging — das Lachen hörte auf, Wolfgang Goethe tanzte wie alle die Andern, mit der leichtesten Mädchen-gestalt im Arm. „Das war ja köstlich!“ sagte sie lieblich lächelnd, als sie hochaufatmend endlich still stand. Er hätte ihr gleich die Hand küssen mögen, so dankbar war er in seinem Herzen für ihr Erbarmen. Nie und nimmer vergaß er diese Worte. In diesem Augenblicke erschien ihm das sanfte und so kluge Gesicht des Mädchens, ihre zärtlichen verschleierte Augen schöner als alles Andere. Was war ihm Corona Schröter, was Käthchen Schönkopf! Sie hatten ihn ausgelacht, so gut wie Alle, — er kümmernte sich im Laufe jenes Abends nicht mehr um sie — Friederike Defer wurde die Auserwählte seines Herzens und er erklärte ihren Namen für den wohlklingendsten der Welt. — Wie feurig flossen jetzt die Worte von seinen Lippen — wie frei und unbefangen wurden seine Bewegungen. —

Auf all' dies Treiben sah Einer noch immer wie im Traume nieder. War das Alles nicht ein lebendig gewordenes Märchen, wo ein Zauberspruch plötzlich Alt und Jung, Groß und Klein lustig tanzen läßt? — O wie froh war er, daß man ihn vergesse! — Aber was war das? — Die Frau Hofrathin selber stand jetzt plötzlich vor ihm. Hell strahlten ihre unvergleichlichen Augen ihn an — leise legte sie ihre durchsichtige Hand auf die seine. „Man spielt eine Meniette auf“, sagte sie lächelnd — „ich möchte Euch vor allen Andern so gern einmal zum Tanze bringen — kommt, tanzt mit mir!“ —

Wie die Elfenkönigin selber winkte sie — da gab es kein Widerstreben. — Aber was sollte das geben — er — der Magister Morus und tanzen. Geriet er nicht in gewöhnlichen

Verlauf des Lebens zu tausendmalen in Streit mit allerlei Dingen, die ihm in den Weg geriethen, hatte er nicht die unwiderstehlichste Neigung, Stühle und Schemel aus ihrem Gleichgewicht zu bringen und Tischdecken mit Kaffeetassen an sich zu reißen? — Es schwindelte ihm während der ersten unheimlichen Schritte. Aber zum Glück geschah nichts Außergewöhnliches. Immer leichter wurde ihm um's Herz, er fühlte sich wie von Wolken getragen — dicht neben ihm die zarte leichte Gestalt, die seine Linie des Profils — und dann und wann flog ein Blick, ein Wort zu ihm herüber. O wie leicht war doch die Kunst des Tanzens! Wahrlich der junge Goethe mußte doch recht ungeschickt sein, so gar nicht von der Stelle zu kommen! — Eine Gwigkeit hätte er so fortwandern mögen. — Aber da stand sie plötzlich still: „Wir wollen austreten,“ sagte sie leise, „es will nicht mehr gehn — aber daß mein Mann nichts davon erfährt.“ — Fast besinnungslos vor Schreck führte er sie bei Seite zu ihrem kleinen Tisch am Fenster. Als sie sich in ihren Sessel setzte, sah er erst wie todtblaß sie war. Und der böse Husten kam mit ungewöhnlicher Heftigkeit und als sie das weiße Tuch wegnahm das sie gegen die Lippen gepreßt — war es mit Blut gefärbt.

Auf seinen entsetzten Blick bat sie: „O kein Wort — es ist nichts!“ und hielt krampfhaft seine Hand fest. — So blieb er denn und sah sie nur an, mit angstvollen Augen, bis die leise Röthe wieder in ihr Gesicht zurückkehrte und das Lächeln auf ihre Lippen. „Ich habe von Jugend auf daran gelitten und bin eine alte Frau darüber geworden, es ist nichts,“ widerholte sie dann — nicht ihm dankend zu und verließ ihn. Als später nach einer Stunde die Gäste Abschied nahmen, denn damals endeten derartige Zusammenkünfte hübsch bei Zeiten, trat sie ihnen so heiter entgegen, als ob sie die Gesündeste der Gesunden.

„Sie ist und bleibt eine Wunderthäterin, sie bringt uns eben zu Allem was sie will,“ sagte Gellert heiter zu dem Professor Ludwig, der sich etwas ermüdet von der ungewohnten Anstrengung an seinen Arm hing und mit sehr fröhlicher Stimme der Meinung des Herrn Kollegen beipflichtete. „Das war ein lustiges Fest,“ flüsterte und schwirrte es von dankbaren Lippen. — Aber jene dunkle Schaar der ehelichen Frauen war nicht besiegt — sie ballte sich vielmehr noch vor der Böhme'schen Hausthür zusammen und es war gut, daß die Frau Hofrathin von jenen Steinen nicht getroffen wurde, die all die bösen Zungen nach ihr warfen; der Tod des heiligen Stephanus wäre ein sanftes Einschlummern gewesen, im Vergleich zu diesem Martyrium.

Der junge Wolfgang Goethe begleitete die Familie Deser nach der Pleißenburg, wofelbst der Director seine Wohnung hatte, und bat um die Erlaubniß, am folgenden Tage seine Aufwartung alda machen zu dürfen.

Vielleicht war es nach jenem lustigen Abend, als er an seinen Freund Riese folgenden Vers schrieb, voll Entzücken über seinen Aufenthalt in der Lindenstadt: „Im Grunde lebe ich —

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich freibewegend wiegt;
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.“

Jener Abend bei der Frau Hofrathin war das letzte Fest im Böhme'schen Hause. Der Arzt verbot auf das Strengste jeden größeren Verkehr und die Kranke gehörte wie ein Kind. Nur Morus, Gellert, Behrisch, Friederike Deser und Wolfgang Goethe kamen nach wie vor zu ihr. An dem jungen Studenten gab es noch so viel zu erziehen, sie interessirte sich so warm für ihn und wollte ihn nicht gern aus den Händen geben. Mit ihrem reizenden feinen Sport verwechselte sie zuerst den äußeren Menschen, — die steife Perrücke, die altmodischen Kleider verschwanden und machten einem vortheilhaften Costüme Platz, der Frankfurter Patricier wurde ein Bürger dieses Leipzig, von welchem er später selbst gesagt: „Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ Die jungen Mädchen sahen allmählig ein, daß der Verachtete doch wol noch etwas mehr sei, als blos „fomisch“. Auch tanzen lernte er vor den Augen der Frau Hofrathin, und die graziöse Friederike Deser war seine Lehrmeisterin. Ebenso mußte er das Kartenspiel erlernen und sie schalt gar tüchtig mit ihm, wenn er zerstreut war oder ungeschickt. An seinen Gedichten übte sie nach wie vor die strengste Kritik, und oft nahm er sich vor, ihr keinen einzigen Vers mehr zu bringen, weil sie ihn so unbarmherzig tabelte und auslachte. — Aber dieser Vorsatz währte nicht länger als bis er den nächsten Reim zu Papier gebracht. Er mußte dann hinüber laufen zu der Frau Hofrathin, deren Tadel so klug und gerecht und deren Lachen — das lieblichste von der Welt.

Die Frau Hofrathin aber wurde kränker und kränker; wenn sie auch wie sonst in ihrem Sessel saß, so konnte sich doch ein Jahr nach jenem Abend, keiner ihrer Freunde mehr verbergen, daß der Tod seine Hand auf ihr Herz gelegt. — Nur Einer glaubte es nicht — und das war der gelehrte Herr Hofrath selber. Wanden ihm doch die kleinen Hände nach wie vor die Schleife seines Halstuchs und schrieben für ihn sicherer und zierlicher ab, als die Finger des geschicktesten Schreibers. — Sie erriethen ihm zudem blühender als je, und ihre Augen waren so leuchtend. — Er wußte selbst nicht wie es kam, daß er viel mehr Zeit bei ihr zubrachte als sonst — es litt ihn oft gar nicht an seinem Schreibtisch, mitten aus der Arbeit heraus kam er in ihr Stübchen. Und wie erklärte sich ihr Gesicht, wenn er eintrat und wie zärtlich blickte sie ihn an. „Ich bin jetzt sehr glücklich,“ sagte sie einmal zu Morus, „und ich glaube, wenn ich wieder gesund würde, fände mein Mann auch Zeit mit mir nach Italien zu reisen.“

O diese alte, unüberwindliche Sehnsucht! — Sie erinnerte sich gar nicht, wann sie zuerst wach geworden, es war ihr, als sei sie mit ihr geboren und groß geworden. — Als sie zuerst ihren Mann kennen lernte war sie schon so glühend und heftig — da hatte sie schon längst Italienisch gelernt und den Tasso gelesen. Und sie erzählte eines Tages dem Freunde unaufgefordert von jenen Tagen ihrer Liebe und wie sie sich versteckt gehalten in dem Zimmer, wo ihr kranker Bruder Geschichts- und Geographie-Unterricht von dem Magister Böhme bekam.

„Ich saß in dem Erkerfenster hinter einem Vorhang, wenn er kam und lauschte seinen Worten mit verhaltenem Athem. Er redete so schön und verstand so lebendig zu schildern, daß ich die Völker und Gegenden vor mir zu sehen glaubte. Und vorzüglich begeistert redete er von Italien und Rom und da vergaß ich zuweilen alle Vorsicht und steckte mein Gesicht hinter dem Vorhang hervor, um den Redner zu sehen. — Auch hat mich wol mein Bruder verrathen, kurz mein Schlupfwinkel war bald kein Schlupfwinkel mehr, der Vorhang wurde zurückgeschlagen und ich saß mit meiner Spinde und brennenden Wangen da — lauschte und wagte doch nur die Augen zu ihm aufzuschlagen, wenn er kam und ging. — Jeden Sonn- und Fest-

tag speiste er im Hause meiner Aeltern und saß mir dann gegenüber, aber geredet hat er nie mit mir. — Einmal, an dem Geburtstage des Kranken, waren aber viele Gäste da, und ich hatte gewaltig viel zu schaffen, als mich mein Bruder rufen ließ und mich bat, im Nebenzimmer dem Herrn Magister die Schleife seines Halstuchs zu binden, die ihm durch einen wunderlichen Zufall aufgegangen sei. — „Du knüpfst ja des Vaters Halstuch so schön,“ sagte er, „erbarme Dich seiner!“ — Und ich ging hinüber und versuchte mein Bestes, aber meine Hände zitterten und es ging gewaltig langsam. Immer heißer und röther wurde ich — und endlich gelang der Knoten. — Allein ein anderer hatte sich geschlungen — seine Hand ergriff plötzlich die meine und seine Stimme fragte: „Wollt Ihr mein vielliebtes Weib werden, Marianne?“ — Das war das erste Wort, welches er an mich gerichtet. Ich gab ihm lachend, und weinend zugleich, ein „Ja“ und — habe seitdem ihm jeden Morgen die Schleife geknüpft. Den Tag nach unserer Hochzeit ging mein Bruder in den Himmel. —

„Mein Mann ist ein gütiger und gerechter Herr gegen mich gewesen, und wenn er mich auch zuweilen über allerlei uralte Helben und — über seinen Büchern vergaß — nun so versuchte ich mich zu trösten. Ich habe ihn oft gequält durch meine Sehnsucht in die Ferne und — meinen Haß gegen den Teufel, nämlich den vierbeinigen, den Hund. — Sie werden begreifen, daß es nicht allzuleicht ist, friedlich mit mir zu leben,“ — schloß sie mit ihrem holdseligen Lächeln.

Und ein Abend kam — lange nach jener Stunde der Beichte, wo der junge Gelehrte die Frau Hofrathin so heiter und rosig fand, daß selbst sein schweres Herz sich neuen Hoffnungen hingab. — Und der Hofrath sah sie immer und immer wieder an, fast mit dem Entzücken eines Bräutigams und ließ ihre Hand nicht aus der seinen. Selbst die Peise ließ er ausgehen, „sie hufet weniger, wenn ich nicht rauche, habe ich bemerkt,“ sagte er. — Endlich hatte er's bemerkt nach langen Jahren der Prüfung! — ein schalkhaftes Lächeln spielte um ihre Lippen bei seinen Worten. „Sie wird wieder gesund und in zwei Monaten werden wir nach Italien reisen — es wird gut sein für sie. Manche Blume kommt nun einmal unter unserm Himmel nicht fort! Und mein Herr College geht mit — nicht so?“ —

„Nein, nein,“ erwiderte die Kranke, „ich sehne mich nicht mehr dahin, Du sollst erst Dein deutsch-römisches Reich und den Zug der alten Römer fertig machen — ich will Dich nicht in der Arbeit stören. Noch vor kurzem hast Du mir gesagt: „Ich möchte mich jetzt auf ein Jahr wie ein Maulwurf vergraben. Laß uns also hier bleiben. Aber eine andere Bitte habe ich heute an Dich,“ — und ihre Hand legte sich matt auf seine Schulter, „laß den Tacitus herintommen — ich hasse ihn nicht mehr. Er hat aufgehört mein Nebenbuhler zu sein — Du bist jetzt so viel bei mir, wie bei ihm — und mehr noch. Sieh, ich hasste ihn, weil ich ihn beneidete — nun weißt Du Alles!“

„Willst Du das wirklich erlauben?“ fragte der gelehrte Herr und ein glückliches Lächeln flog über sein Gesicht. „Ist das Dein Ernst?“ — „Ja, hole ihn nur gleich.“

„Morus, kommen Sie morgen früh einmal um 8 Uhr heran, ich könnte zu schwach sein, meinem Herrn die Schleife zu binden, — versuchen Sie's! Nie fühlte ich mich leichter, aber auch nie müder als heut. Ich möchte einmal recht ausschlafen. Grüß mir auch den jungen Goethe. Bald soll er mich wieder besuchen. — Sein Gesicht zu sehn ist doch eine Herzerquickung. Still — Böhme kommt! — Vergesse meine Bitte nicht.“ — Ehe der Gelehrte antworten konnte, trat der Hofrath mit dem Hunde ein. Tacitus saß wirklich bald mit etwas beklommener Haltung zwischen seinem Herrn und der Frau Hofrathin und eine schöne durchsichtige Hand spielte mit seinen zottigen Haaren. Als an diesem Abend der Magister Morus Abschied nahm, sagte er zum ersten Mal: „felicissima notte“.

Am nächsten Morgen war es wirklich sehr nöthig, daß Jemand da war, nicht nur um die Schleife des Herrn Hofrath zu knüpfen, sondern um überhaupt ihn zu stützen und zu trösten, denn der gelehrte Historiograph hatte zum ersten Mal in seinem Leben den Boden der alten wie der neuen Welt unter seinen Füßen verloren. Die Frau Hofrathin war in der Nacht sanft und selig wie ein müdes Kind eingeschlafen, um nicht wieder aufzuwachen. —

„Grade jetzt, wo ich mit ihr nach Italien reisen wollte und wo sie anfang, den Tacitus zu lieben!“ jammerte er unaufhörlich.

Ach, viele Stimmen klagten laut um die Entschlafene und der junge Goethe besuchte seine erste und einzige Freundin fortan auf dem Johanniskirchhofe. — Ob der nachmals so berühmte Domher Morus die rührenden Verse:

„Wie gerne möcht' mein Haupt ich legen
In eines Grab's verwichen'ne Gruft,
Nach Stürmen sanft der Ruhe pflegen,
Wo Alles aus ist — Schmerz und Luft.“

ob er sie wol an dem Begräbnistage seiner Freundin dichtete — wer weiß es zu sagen? — Ihr Andenken hielt er treu in Ehren, so lange er lebte. —

Auch der Herr Hofrath schaute sich nach dem Tode seiner Frau nicht, wie man zuversichtlich gehofft, unter den Töchtern des Landes um. Denn wo hätte er eine finden können, um ihm seine Schleife zu knüpfen und die verlorene Geliebte zu ersetzen? [1415]

Monte Christo.

Alexander Dumas ist unstreitig einer der bekanntesten Schriftsteller. Man kennt ihn nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland, in Rußland, in Italien, in England, in Amerika, in der ganzen Welt. Wenn er jetzt Deutschland besucht, um in Wien, vielleicht auch in Dresden und Berlin, demselben Publikum etwas vorzuplaudern, welches er vor zwei Jahrzehnten noch mit seinen Romanen überschüttete, so muß man dies Unternehmen von seiner lebenswürdigen Seite auffassen und denken, es interessirt das Publikum, den Mann persönlich kennen zu lernen, welcher in der Literatur die Rolle eines Fabricanten spielte und der es bis heute verstanden hat, sich interessant in allerlei Geschmäck zu machen. Alexander Dumas, das ist eine Thatfache, war neben Eugène Sue noch vor einem Vierteljahrhundert der gelesenste Schriftsteller; seine Theaterstücke beherrschten die französische Bühne; seine Romane kamen dutzendweise auf den Markt, und Dumas Vater rühmte sich selber, fünfshundert Bände davon, wenn auch nicht geschrieben, so doch publicirt zu haben. Sie sind zum Theil heute noch gangbare Waare in den Leihbibliotheken; die bekanntesten darunter: „Die drei

Musketiere“, „Marquis von Bragelonne“, „Graf von Monte Christo“, sind noch heute nicht vergessen.

Der Roman „Monte Christo“ war nicht allein einer der bizarrsten und gelefensten von der Firma Alexander Dumas; er bedeutete auch für diesen Schriftsteller den Glanzpunkt seiner Ruhmes und die höchste Stufe seiner Einkünfte. „Monte Christo“ brachte Alexander Dumas nicht nur ungeheure Summen, sondern dieser Roman beherrschte auch die kurze Epoche der Jahre 1845 und 1846, während welcher der Verfasser gleichzeitig in die Pariser Feuilletons große Romane publicirte und nebenbei noch etwa 60 Bänden das Leben schenkte. Natürlich strömte das Geld zu Alexander Dumas, und er war immer der Mann, der für die weiteste Circulation derselben zu sorgen verstand.

So nahm er seine Hunderttausende und beschloß, diese goldenen Epoche von „Monte Christo“ ein Denkmal zu setzen; er erbaute sich die berühmte Villa in St. Germain bei Paris; das wunderliche, überladene, verschwenderisch eingerichtete Palais schloß „Monte Christo“.

Zwei Araber wurden speziell von ihm damit beauftragt, Zimmer in maurischer Art zu decoriren und mit Sprüchen des Koran zu versehen; sie mußten sich ihm gegenüber schriftlich verpflichten, niemals eine ähnliche Arbeit in Europa auszuführen. Vor zwanzig Jahren sprach alle Welt von diesem Zauber schloß Monte Christo in St. Germain und alle Fremde wanderten von Paris hinaus nach jenem kostspieligen Bau, der wie ein Monument des literarischen Schelmenhums in die Luft ragte. Es versteht sich auch von selbst, daß die illustrierten Zeitungen alle Details der Ferie brachten, die der große Alexander Dumas als Nabob geschaffen.

Dawaren gothische Pavillons, chinesische Tempel mit Glocken, mehrere Gärten, eine Insel, ein Wasserfall und jener berühmte Kiosk mit Sternen an dem azurblauen Plafond, welcher den Schloßherrn zum Arbeitscabinet diente. Und rings herum in diesem Kiosk waren gemißelte Medaillons, welche die Namen seiner Werke enthielten.

Schloß Monte Christo enthielt ein Atelier für die Maler, zwölf Besuchzimmer, ein kleines reizendes Affenhaus, einen Pavillon für Papageien, einen für die Jagdhunde und einen Stall in welchem zur Glanzzeit des Schloßherrn acht herrliche Ross standen.

Der große Salon, mit Gold und Seidentapeten ausgestattet, enthielt die kostbarsten Kunstmöbel und Kunstwerke, und das Vordoir war nicht minder verschwenderisch eingerichtete. Große Kaschmirs bildeten die Gardinen, an den Wänden erblickte man überall die besten Oelgemälde, Statuetten, Nippes, Waffen und schon das Treppenhaus machte den Eindruck sardanapalischer Pracht. Am großen Gitterthor des Eingangs befand sich das Wappen mit der Devise: „Ich liebe, wer mich liebt“; es war das Wappen der Marquis de la Paillerie, deren Abkömmling Alexander Dumas und deren Namen zu tragen ihn zu seiner Verdrüß das Gesetz verbot.

Als dies Zauber schloß Monte Christo fertig war, weinte Dumas durch ein Fesseln von sechshundert Couverts ein, dem die Vertreter der Literatur, des Theaters und der Kunst Theil nahmen. Darauf folgte die Aufführung eines Festspiels, welches eigens zu diesem Zweck verfaßt worden war und den scheidenen Titel führte: „Shakespeare und Dumas“.

Die Residenz des berühmten Romanritters machte das kleinste Städtchen St. Germain binnen kurzem zu einem der besuchtesten Plätze um Paris. Es wurde ein Wallfahrtsort der Pariser und der Fremden, eine Villeggiatur der Aristokratie, und es konnte nicht fehlen, daß auch ein feiner Restaurant sich dort etablirte; der durch die Zugkraft von Dumas und dessen Schloß sein gutes Geschäft machte. Natürlich hielt der Besitzer dieses Café große Stücke auf Dumas, den er als seinen Schutzpatron betrachtete. Er lieferte ihm den Champagner oder das Eis, ohne jemals die Mäcen durch Uebersendung einer Rechnung zu beleidigen, was gegen der große Alexander wieder so höflich war, nie eine Rechnung zu verlangen.

Da der Winter vorher ohne Frost gewesen war, so mangelte es bei den Restaurants an Eis; der Wirth des Café Monte Christo referirte daher seinen kleinen Vorrath lediglich für den Bedarf des Schloßherrn von Monte Christo. Mehrere Besuche von St. Germain fühlten aber ihrerseits auch ein so starkes Bedürfnis nach dem kühlenden Mittel, daß sie ihren Freund welcher seine Villa in St. Germain besaß, dringend um Beschaffung eines Eimers Eis baten. Der Diener wurde deshalb zum Restaurant geschickt und mit Geld versehen; da man die Verehrung des Wirthes für Alexander Dumas kannte, so glaubte man sich, um sicher in Besitz der seltenen Waare zu gelangen, im Namen Dumas dieselbe zu verlangen.

Darauf verabsolgte in der That der Wirth das Eis ohne Zögern.

„Wieviel kostet es?“ fragte nun der Diener und gab ein Fünfrancstück hin.

„Ah!“ rief der Wirth und nahm schnell den Eimer zurück; „Sie kommen nicht von Alexander Dumas!“

Der bestürzte Diener versuchte, diesen Vorwurf zu entkräften. „Bah, mein Lieber,“ sagte ihm jedoch der Wirth und dreht ihm stolz mit dem Eimer den Rücken. „Alexander Dumas bezahlt nie!“

Mit Monte Christo zugleich gründete Alexander Dumas ein Theater, wozu er sich die Concession verschafft hatte, die er dann gegen 100,000 Francs an den Director Hofstein verkaufte. Die Theater erhielt den Namen Théâtre historique und war bestimmt, nur Stücke von Alexander Dumas zur Aufführung zu bringen. Eine Zeit lang lohnte sich diese Speculation, bis das Jahr 1848 auch diesem Theater, trotz aller Dumas'scher Stücke, den Garaus machte. Die Schuldenlast war so bedeutend, daß das Theater dem Gerichtshammer verfiel. Die großen Verluste, welche Dumas dadurch erlitt, die Schulden, mit denen er gesegnet war, zogen nun auch den Fall des Schlosses Monte Christo nach sich, dem dessen einziger Besitzer von seinem zeitlebens weiligen Asyl zu Brüssel wehmüthig und doch nicht ohne Humors zuschaute. [1426]

Schmidt-Weiskensels.

Die Schweiz im Winter.

Hat irgend Einer oder Eine von den Reisenden, welche die Schweiz im lachenden Sommer durchspüßern, je daran gedacht, wie es in den blühenden Thälern und auf den sonnigen Matten aussehen möge, wenn der Winter mit Eis und Schnee von den hohen Firnen herabsteigt, und hier, in der bergumschlossenen Welt, die Einsamkeit doppelt einsam, und die sonst so unnahbaren Bergesriesen doppelt groß, furchtbar und schauerlich macht?

Zimmer, selbst unter der glühenden Sonne des August



Die Sauerer im Winter. (Köfenlanti.)

bleibt der Winter in der Schweiz dem Reisenden gegenwärtig; die Eisregionen des Berner Oberlandes schmelzen niemals, und ihre silberne Schönheit unter dem rothen Schimmer der auf- oder niedergehenden Sonne flammen zu sehen, oder ihren märchenhaften Glanz unter der Vollmondbeleuchtung zu beobachten, ist eins von den herrlichsten Naturerlebnissen, welches die Alpen gewähren. Oft, am heißen Mittag, wenn eine fast bezaubernde Müdigkeit aus den blumenschweren Wiesen und Tannengeländen duftet, weht es wie liebliche Kühle herab aus diesen Eisregionen, deren ewiger Winter der Sonnenglut von Jahrtausenden getroht hat, deren Anblick, mitten aus der Sommerwelt, etwas so Erfabenes, so Feierliches, so jungfräulich Unberührtes hat, und deren unverfälschter Schneeschloß die Wasserfälle nährt, welche mit wunderbarem Brausen die Gebirgsschlucht füllen, und welche man, von Unterholz verdeckt, vielleicht nicht sieht, aber immer und überall hört, wie das dumpfe Vorüberrollen der Zeit.

Aber auch seine schreckhafte Gestalt hat der Winter in der Schweiz, oben auf den Gletschern, deren Erstimmung schon so manches Opfer forderte, so manches Menschen Leben, den ihre geheimnißvolle Majestät anzog und den sie viel tausend Fuß tief, über Klippen in den Abgrund schleuderten, wie die Sphinx den Unglücklichen, welcher ihre Räthsel nicht lösen konnte. Oft, wenn ich mich diesen grandiosen Einsamkeiten nahte, als ich von Mailand aus über den Gotthard kamm, unten in der blühenden Brianza den Glanz und die Wärme des Junitages zurücklassend, um hier von Dorf zu Dorf, deren Erscheinung immer mehr etwas Schweres und Bleiernes annahm, am südlichen Abhang emporzusteigen, an den immer selteneren Hütten vorbei, deren Bewohner in Fries und strohgefütterten Holzschuhen fast wie die Samojeden aussehend; oder auch, als ich über den Brünig fuhr, und hoch über dem Waldmeer im Fichtendunkel das Försterhaus erblickte. Da hab' ich wol gesagt, wie ist es möglich, daß der Winter, der wirkliche Winter, vom October bis April, noch Etwas zu diesem Aussehen hinzusetzt, welches das ganze Jahr so winterlich ist?

Und dennoch ist es möglich. Dann hören wir nicht länger die Heerdeengelächel, welche mit ihrem melodischen Geläut von Höf und Tese zugleich erschallen; dann sehen wir keine Kuh mehr weiden an irgend einem grünen Rasenstück, der wie ein Smaragd in der silbernen Gletscherfassung leuchtet; dann begegnet uns kein Senner mehr und keine Semnin, mit dem „Vrentel“ auf dem Rücken und einem Strauß Alpenrosen in den Händen. Dann löschten auch diese letzten Zeichen des Lebens aus in der hohen Alpenwelt; dann ist es still und lautlos hier, bis auf den unterirdischen Lärm, den die Wasser im Erfrieren machen, wenn der Frost die Cascade noch im Stürzen an die Felsen nietet. Dann ist es leblos — nicht einmal ein Vogel mehr wagt sich in die schneidende Atmosphäre, und nur hier und da, in zwei oder drei Hospizien, hinter einem Bollwerk von Balken und Stroh, hält der Mensch und sein treuer Gefährte, der Hund, noch aus, um einen Verirrten zu retten oder einen Todten zu begraben.

Aber das ist auch die Zeit der Gemüthlichkeit für die Schweizerdörfer, die sich in irgend ein geschütztes Alpenbett, oder an den Fuß des Berges hücken. Im Sommer steht das halbe Schweizerdorf leer, weil Hirt und Heerde broden auf der Alm sind, wo die Milch und der Käse, diese Schätze des Schweizervolkes, gewonnen werden. Der Winter ist die Zeit der Ruhe für sie. Dann findet der Bursch sein geliebtes „Maidli“, der Senner sein braves Weib, der Vater seine Kinder und das „Küehli“ (die Kuh) ihren warmen Stall wieder, wie es in dem Liede heißt:

’s ist Mich (Es) in dem Dächli und Schnee us dem Dächli —
 Gar küehli, ho Lobe! (Nun komm, liebe Kuh)
 Wir fahren i Bode (Wir fahren zu Thal),
 Dort siehst du das Fädeli (das Feuer) dabei ist das Thürl
 Das Thürl ihu uf (ihu auf).

Man vergleiche unser Bild: die Rosenlauri-Fluch ob der Breidenmatt. Die Fichten sind mit Schnee bestreut und der Boden starrt von Eis. Sonst ist das eine gar liebliche Gegend hier, wo der Wanderer gern Halt macht, wenn er von Meyringen nach Lauterbach oder der Wengernalp steigt. Dann grünt und blüht es hier zwischen den Blochhäusern und durch das grüne Tannendickicht schimmert von Oben der Rosenlaurigletscher. Heut aber sucht Niemand, der es nicht muß, diesen Paß. Denn eisig kalt weht der Winterwind durch die Gänge. Aber was gilt's? Dort im kleinen Schweizerhaus lodert im Kachelofen wol ein behaglich Feuer, und hier in der Stallung ist für das „liebe Vieh“ mit Stroh und Heu gesorgt. Hier lebt sich's auch gut genug, wenn auch noch so weit ab von der Welt. Was dieses Menschenpaar, dieser Berner Oberländer mit seiner Frau, Liebes hat: ihre Kinder, Mädchen und „Bueben“, ihre Knechte, Mägde, ihr Vieh und ihre Berge, das ist Alles um sie versammelt, und derweil vergeht der Winter, und das Eis zerrinnt, und die Matte wird grün und die Fichte setzt neue Nadeln an und nun ist es Mai, und mit Schellengeklirr im Sonnenschein geht es hinauf zur Alp, und Alles belebt sich wieder und von Dorf zu Dorf des ganzen Oberlands klingt der fröhliche Kuhreihen:

Was kann schöner sein,
 Was kann edler sein
 Als der liebe Küherstammen?
 Wenn zur Frühlingszeit
 Sich die Freud' erneut,
 Sind sie fröhlich allzumal.
 Wenn sie hören d' Vogel singen,
 Schuet'n das Herz im Leib auffspringen,
 Daß die Zeit nicht an,
 Und die Erde dann
 Laub und Gras hervor thuet bringen.

[1428] Jul. Rodenberg.

Aus der Polizeichronik von St. Petersburg.

1. Der englische Gesandte.

Newyork ist berüchtigt durch seine Räuberbanden, Paris durch seine Taschendiebe, Petersburg durch seine Gauner und London durch alle drei zusammen. Verhältnismäßig ist man noch am sichersten in St. Petersburg. Aber man glaube nicht, daß nicht auch hier glänzende Talente derjenigen Classe zu finden wären, die allen ihren Scharfsinn nur darauf richten, sich in den Besitz fremden Eigenthums zu setzen. Ein englischer Gesandter bezweifelte dies vor einigen Jahren und ging mit einem russischen Fürsten eine hohe und sehr originelle Wette darüber ein. Der Fürst parirte, er könne ihm durch Petersburger Gauner alle seine Orden von der Brust nehmen lassen, ohne daß er es merken sollte, und zwar am hellen Tage, auf offener Straße. Der Lord sollte sich nur verpflichten, während dreier Tage von 12—1 Uhr einen Spaziergang mit all seinen Orden zu machen. So gewarnt, und mit dem Entschluß, vor jeder verdächtigen Annäherung sich zu wahren, begann der Lord seine Promenade.

Er war noch nicht lange gegangen, als sich ihm ein Arbeiter in den Weg stellte und erklärend in die Höhe wies. Vom Dache hing ein Dachziegel an einem Strick herab, als Anzeige, daß oben Arbeiter beschäftigt seien. Der Lord blickte hinauf und der Arbeiter suchte sich ihm ziemlich ungeschickt zu nähern. Blitzschnell fuhr er dem Engländer durch den Kopf, daß es ein verkleideter Gauner sein könnte und er wich aus. In der Miene des verkappten Arbeiters war der Aerger deutlich zu lesen. Lachend ging der Lord weiter, aber nicht lange, so verfolgten ihn bettelnde Kinder, und während er ihnen etwas reichte, kam ihm ein Betrunkener sehr nahe. Der Lord war auf seiner Hut und wich rasch zur Seite. Der Betrunkene taumelte weiter, nahm aber bald einen natürlichen und ruhigen Gang an. Aha, dachte der Lord, das war der zweite Versuch. Nach einigen Schritten sah er einen großen Menschenhaufen, in dessen Mitte ein Droschkenuhrmann mit einem Herrn über einen kleinen Unterschied des Fahrgeldes stritt. Der Lord mußte sich durchdrängen und der Herr, auf den Fuhrmann schimpfend, suchte sich dem Briten, wie aus Versehen, zu nähern. Nummer Drei! murmelte dieser und schob ihn bei Seite. Es schlug eins, der Spaziergang war beendet, und der Lord kam mit allen seinen Orden zu Hause an. Am Abend traf er den Fürsten im Englischen Club und erzählte ihm lachend, wie ungeschickt man es angefangen habe, ihn zu berauben. Der Fürst schien betreten und ärgerlich. „Wollen wir sehen, was Sie morgen erfinden,“ sagte der Lord beim Fortgehen. „Ich sehe wohl, Mylord, Sie sind schwer zu überrumpeln,“ meinte der Andere nachdenklich. Am andern Tage sah sich der Lord von allerlei Leuten gefolgt und umgeben. Man umschlich ihn, Entgegenkommende kehrten um und gingen ihm wieder dicht vorbei. Ein Gauner Gesicht brachte ein schönes Schnupftuch und meinte sehr höflich, der Lord habe es wol fallen lassen. Ein blonder, hübscher Jungewolle ihm durchaus merkwürdige englische Drucke verkaufen. Der Lord, ein Freund von seltenen Büchern, gerieth in Entzücken, als er die schönen Exemplare sah, aber plötzlich befann er sich und machte lächelnd eine abwehrende Handbewegung. In einer Parterrewohnung zerbrach dicht neben ihm ein Fenster, ein Knabe war in augenblicklicher Gefahr hinunterzustürzen und erob ein Petermordbiogeschrei, der Lord sprang erschreckt hinzu, bemerkte aber plötzlich einen Strick (obwol durch die Fenstergardine geschickt verborgen) am Fuß des Jungs und ließ den kleinen Betrüger zappeln, denn die ihn umlungenden Gestalten, die auf das Geschrei ebenfalls herbeistürzten, hätten offenbar den Augenblick benützt.

„Recht sinnreich,“ sagte der Lord am Abend seinem Begner, „recht à propos ausgedacht und dazu hatte der Knabe eine sehr frappante Ähnlichkeit mit meinem eigenen Sohn in England — ich hätte wirklich ums Haar meiner selbst vergessen.“

„Ich gefesse,“ sagte der Fürst kleinlaut, „ich gebe die Wette so gut wie verloren; meine Verschworenen haben Ihnen letzten Trumps ausgespielt, sie haben vergeblich auf Ihr Steckenpferd, alte Bücher, vergeblich auf Ihr Vaterherz speculirt! Ich will Ihnen meine Schuld gleich bezahlen.“ „D nein,“ sagte der Lord, „die Bedingungen sind noch nicht erfüllt; ich muß noch einmal eine Promenade machen, dann erst kann ich die Wette als regelmäßig gewonnen betrachten.“ Am nächsten Tage begann der Lord seine letzte Wanderung, aber feins von den verdächtigen Gesichtern wollte sich ihm präsentiren. Er wurde durchaus keiner besonderen Anstalten gewahr, legte seinen Spaziergang ruhig und ungefährdet zurück und war fast schon zu Hause angelangt, als aus einem Thorwege seines Nachbarn, eines vornehmen polnischen Grafen, ein großer Leiterwagen mit Möbeln und Hausrath herauschwankte. Es wehte ein heftiger Wind, ein Bettpfühl war etwas „offenherzig“ und es regnete eine Menge Daunen auf den Lord nieder. An der Thür des Grafen standen zwei gallonirte Diener, die sich sogleich bereitwillig zeigten, den Lord von den Federn zu befreien. „Ist Euer Herr zu Hause?“ fragte der Lord. „Ja wol,“ antworteten die Diener und säuberten ihn dabei. „Nun so gehe ich gleich hinauf.“ Als er oben anlangte, fand er Gesellschaft, unter Anderen auch seinen russischen Fürsten, der auf ihn ztrat. „Was?“ rief dieser laut lachend, „ohne Orden!“ Der Lord sah nieder, stürzte zu einem Pfeiler Spiegel — Godd! — I have lost it! fort sind sie! — Aber wer? Aber wie? Aber wo? Ich bin mit keinem einzigen Menschen in Berührung gekommen, außer mit den Livreebedienten des Grafen!“ „Ich habe gar keine Livreebediente,“ sagte dieser lachend. „Beruhigen Sie sich, Mylord, es waren meine ehrlichen Gauner.“ „Nun! allen Respekt! sie haben es wenigstens schlau angefangen, während die von gestern und vorgestern doch wirklich nur Pufser und Stümper waren!“ „Wie ungerecht!“ rief der Fürst, „die Leute hatten strengen Befehl sich Plump zu stellen, um Sie, Mylord, desto sicherer zu machen.“ „Ich habe meine Lection erhalten,“ sagte der Engländer. „hier bezahle ich sie und verpöbele Ihnen, von nun an besser von den Petersburger Gaunern zu denken.“ [1425]

Ein Königsgrab.

Ein Londoner Museum besitzt die Mumie des Königs Sethi. Das Grab, welchem der Sarkophag mit der königlichen Leiche entspricht, ward, ist ein unterirdischer Palaß, in das Innere eines Berges gehauen, so recht in den Rachen der wilden Felschlucht, welche abseits vom Weg und tief ins Herz der Hügel sich erstreckt, die Thebens fruchtbar Ebene einranden, jener Hügel, welche gleich Schildwachen an der Grenze der libyischen Wüste stehen.

Sethi, Sohn der Sonne, Beherrscher von Ober- und Unterägypten, ward feierlich dorthin gebracht und bestattet ungefähr im Jahre 1300 v. Chr.

Als Sethi den Thron bestieg, dachte er daran, daß eines Tages ihm der Todesengel mit kaltem Kuß die königliche Stirn küssen werde, und schritt sofort zum Bau seines eigenen Grabmals. Im tiefen Felsenschloß, schmickelte er sich, werde sein geweihter, juwelengeschmückter Leib, wohl einbalsamirt und eingefahrt, in einsamer Pracht ungestört ruhen bis zu dem fernen, fernem Morgen, an dem ihn Osiris wecken würde.

Zwar viele Jahre regierte Sethi, dennoch war bei seinem Tode dies „ewige Haus“ noch nicht vollendet. Gleichwol begrub man ihn dort.

An einem schönen Abende verließ der lange Trauerzug den Palaß und wanderte mit dem todten Könige westwärts, nach seinem Haus im Gebirge. Krieger im Waffenschmuck, Priester der Isis in wallenden Gewändern, mit schimmernden Insignien und wehenden Fächern, begleiteten den Sarg, langsam über die Ebene pilgernd. Durch säulengetragene Tempelböden und Alleen geheimnißvoll blickender Sphinxen, durch die Thore des prächtigen Theben bewegte sich das düstere Gepränge vorwärts, über den See zu dem Berge, wo es sich, einer Riesenschlange gleich, an der Schlucht emporwand bis zu der kleinen Pforte im Felsen. Dort ließen sie den Sarg und Prinzen trugen die Mumie dann

hinab in ihre prächtige Wohnung, den leeren Thron im Königs-palast aber bestieg Sethi's Sohn Ramesses.

Trotz der Fürsorge, womit man jede Spur solcher Königsgräber (denn alle Thebanischen Monarchen ruhen in dem Theben in seinem eigenen Haus) vertilgte, wurden mehrere in den Tagen der letzten Ptolemäer erbrochen, aber immer entging Sethi's Gruft diesem Schicksal. Die heidnischen Priester, welche aus Raubgier die ersten Frebler wurden, gingen diesem Grabe vorbei; gelehrte Alterthümmer, welche durch Thal streiften und jeden Winkel durchwühlten, gingen vorüber; endlich die griechischen Touristen, deren Fußstapfen über sich finden. Einige der letzteren Herren kamen nahe genug, die Felsen in die benachbarten Gräber, schlugen den steinernen Götterbildern Arme und Nasen ab, kitzelten unverschämte Bemerkungen an die Wände und erbrachen den einen und andern Sarg, worauf sie sich wahrscheinlich in aller Eile nach Hause trollten um ein Buch oder eine Brochüre über ihre Reisen und Abenteuer zu schreiben und eine Stunde lang die Löwen der feinen Götter von Athen zu sein. Plato mußte vorbei; vorbei auch Herodotus, der aller Wahrscheinlichkeit nach in die Dämmerung dieser letzten Ägypte niedersank, die Lampe in der Hand und voll Ehrfurcht dieser Majestät des Todes.

Keiner von ihnen entdeckte Sethi. Außer daß vielleicht leises Zittern ihn durchging, als man dicht anbei in Ramesses Grabgewölbe brach, ward er durch nichts beunruhigt, weder von Griechen, noch Römern, noch Arabern. Die Jahrhunderte rauchten mit lautlosem Flügel dahin über seinen Schlaf. Schien ausbewahrt zu sein für den jüngsten Tag.

Aber die Zeit, die gleich einer Hyäne die Gräber aufwühlte, schont keinen. Vor 50 Jahren ungefähr ging — ein selbsterregter Ereigniß in jenen Gegenden — im Thal der Könige ein heftiges Gewitter nieder und eine wahre Sündflut von Regen legte Felswände. Zufällig befand sich ein Reisender, Namens Belzoni, an Ort und Stelle. Sein scharfes Auge erhaschte bei einem letzten Einfließen in den Boden die Oberflächen einiger Mauerreste, welche am Fuße der Felsen gesammelt waren. Ein Gedanke durchzuckte ihn: hier ist etwas verborgen! Tags darauf war ein Trupp arabischer „Fellahs“ gemietet. Sie gruben in gruben und unter dem Graben ward allmählig das sauber gehauene Portal eines Grabgewölbes sichtbar. Belzoni und sein Araber, halb wahnsinnig vor Aufregung und Freude, zertrümmerten das Mauerwerk und stürzten hinein.

Was sie sahen, glich einer Vision aus Tausend und Nacht. Da dehnten sich Säle und Corridore, durch schimmernde Treppen verbunden. Da erglänzten alle Wände in buntem Farbenschmuck, als hätte der Maler nicht vor Jahrtausenden sondern eben erst den Pinsel niedergelegt. Da erhoben sich Pfeiler und Säulen, verschönerter mit Schnitz- und Bildnerwerk verziert, und rings umher an der Felsenwand waren viele harte Gemälde, Allegorien, Darstellungen tiefsinniger Mysterien.

Unter diesen Wundern rannten die Pfänder mit lodenden Fackeln hin und her, wie im Nest aufgeschreckte Enten. Wundersam! nirgends im Grabgewölbe war eine Mumie, nirgends ein Sarkophag. Zwar gähnte in der letzten Kammer eine tiefe Grube, aber die Grube war leer.

Doch der scharfsinnige Italiener ließ sich nicht irre machen. Schlaulächelnd, klopfte er mit einem Knotenstock überall an die Felsen. Horch! da — hinter der Grube — klang es höflich. Zwanzig Araber brüllten empor. Dann rannten sie hinauf durch die Schlucht in die Ebene, hieben da eine Palme um und kehrten, unter ihrer Last schwankend, ins Gewölbe zurück. In wurden Pflanzen über den Schlund gelegt und mit dem in provisorischen Sturmbock Besuche in die Wand gemacht. Durch diese Jodann ging's in eine neue unterirdische Welt. Wie die wilde Heer tobten sie treppenauf, treppenauf, und der Schein Fackelbrände wanderte durch lange Corridore, alle breiter und höher und pomphafter noch, als die vorigen. So war man bei ins Herz des Felsen gedrungen, war das lange Schweigen der heimlichvollen Behausung und der Zauber gebrochen. Zulest gelangten sie in eine hochgewölbte Halle, wo das Klackerlicht der Fackeln die sternbesäete Azurdecke, welche den Himmel darstellte, kaum zu erbellen vermochte und undeutlich nur die Schlangen erkennen ließ, welche, eine grauenvolle Arabeske, hundertfältigen Bindungen sich darunter hingogen. Eine von Gallerie umkränzte den Saal, und von den Säulen dazwischen und den Wänden blickten seltsame Gestalten und Gesichter nieder und große schwarze Augen starrten die Eindringlinge mit verächtlicher Gleichgültigkeit an. Diese aber hatten in um eine kostbare Truhe gesammelt, welche inmitten des weit Gemaches stand und nun ohne Umstände untersucht wurde: es war ein feingearbeiteter Marmor-Sarkophag, dicht mit Hieroglyphen bedeckt, das Grabmal „Sethi's, des Lieblings der Götter.“

Hier in dieser kalten Felsenhalle hatte er gelegen, in Nacht und Finsterniß Jahrtausende lang, allein und vergessen, umgeben von diesen düstern Gebilden und nachdenklichen Augen ewig leidenschaftlos und still. Finster thronende Gottheiten streng und unerbittlich, schöne Frauen mit Fruchtschalen und Blumenguirlanden, aber immer dazwischen der Schlangen gräßlicher Ringeltanz. Allein — Klastern tief im Berge — umgürtet vom Felsen, wohin kein Sonnenstrahl jemals, wohin kein Licht und kein Lampenschimmer seit Jahrtausenden gedrungen, in keine Ahtung ist vom Tag- und Nachtwechsel, von Sommerhitze und Winterkälte und schwelenden Frühlingsschülften. Allein — glorreich in seinem eigenen Haus — Jahrtausende lang — und dann plötzlich aufgeführt, an's Licht gerissen, über's Meer in die lärmende, rauchgeschwärmte Themsestadt gebracht und zwischen alte Töpfe, Thiermumien und andern Trödel für jede Straßenjungen hingeseht — „Sethi, der Liebling Ptah's.“ [1425]

Weisheit in der Hand.

„Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er mag kein Seele lieben.“ So urtheilt Gretchen von Mephistopheles. Andere sieht man alles Mögliche gleich an der Nase an, namentlich, wie weiße sie sich dünken. Mancher hat's auch, hinter den Ohren ein Viel angenehmer Lectüre ist's freilich, süße Regungen in den Augen geliebter Angehöriger zu lesen oder ihnen aus den Augen abzulesen, was sie wünschen. Auch der ganze Kopf dient uns häufig als Dolmetscher: der Dick-, Flach- und Dummkopf sind meist ziemlich unverkennbar, wie auch die hohe Stirn, der Apollkopf und andere phrenologische Merkmale leicht gesehen und gewürdigt werden. „Grübchen im Backen und Schmelze im Nacken“ sind meist ebenfalls ohne Brille und physiognomische Wissenschaft zu entdecken.

Auch die Hand, das fette, geringelte Patzshändchen, das Mama an der Nase und Papa am Barte zieht, die geschickte kräftige Faust des arbeitenden Mannes, das schlanke, weiche Da-

Modebericht.

Unter den Freuden, welche der Jugend den Winter erträglich, sogar lieb machen, stehen die Freuden des Tanzes unteigbar obenan. Ein Ball! — Ja, das ist etwas Herrliches! — Sogar die Schreiberin dieser Zeilen, welche über die süßen Schauer des „Ballfebers“ längst hinaus ist, ging nicht so sehr aller Erinnerungskraft verlustig, um sich nicht mindestens durch Reflexion zu jenem Genüssen erheben zu können, mit welchem junge Mädchen heut wie ehemals an den Ball denken, sich zum Ball schmücken.

Wir finden bei unseren jungen Leserinnen sicher keinen Widerspruch, wenn wir behaupten, daß die Sorge für die Toilette zu den süßen Sorgen des Lebens gehöre, und eine Plauderei über dieselbe wird, nachdem die lieben menschenfreundlichen Weihnachtsorgen vorüber sind, wol Allen willkommen sein. Wenn man die modische Haus- und Straßentoylette betrachtet, ihren mehr als malerischen Charakter in's Auge faßt, kommt man leicht zu dem Schluss, daß der Balltoilette noch kühere, Uebergreife in das Genre des Theatralischen erlaubt sein müssen. Und so ist es.

Geboten und unabweisbar nothwendig ist nur die oben schmale, nach unten fächerartig sich ausbreitende Crinoline, der lange, hinten schleppende Rock, die ausgeschmückte Taille, die kurzen Ärmel, die Frisur à l'empire oder à la grecque — übrigens hat die Phantastie den unbeschränktesten Spielraum zur Verwendung der Stoffe, Blumen, Zittern, Bänder etc., welche vereint einen Ballanzug ausmachen oder doch ausmachen können, denn Silber und Gold, Krystall und Federn, Edelsteine und blaue Münzen haben gleiche Berechtigung, als schmückendes Beiwerk der Balltoiletten gewählt zu werden.

Jungen Mädchen sind Ballkleider von Taill oder Tarlatan anzurathen; da die Mode für diese leichten Stoffe Buffen vorschreibt, so werden die Damen dieser Vorrichtung um so lieber Folge leisten, als das genannte Arrangement den Eindruck der Leichtigkeit und Statikkeit vereinigt. Von Geschmuck und Belieben ist es abhängig, ob der Rock der Länge nach oder quer gepufft sei, ob die Buffen durch schmale Blumenquirlen, durch Schmelzquinte, durch Gold- oder Silberspitzen, durch Krystallperlenreihen getrennt werden, ob über diesem gepufften, reich garnirten Rock noch ein glatter, feinstwäscher aufgenommener Rock drapiert sei, ob eine lose, die Taille umschlingende Kullschärpe an der linken Seite tief unter der Taille durch eine Kofette oder Agraffe gefaßt, zum Saum des Kleides niederwalde — das ist, wie gesagt, Geschmacksache. Dagegen erhebt sich selbstverständlich ein gepuffter Rock entsprechende Taillengarnitur, welche in zwei Buffenreihen um den tiefen Halsausschnitt und die kurzen Ärmel besetzen kann.

Wir erwähnten schon mehrfach, daß den Blumen als Kopfschmuck der Damen der Rang freitig gemacht wird durch ansehnliche Spangen, durch Perlen- und Korallenkronen, durch Sammelband, mit Perlen oder Steinen geziert.

Natürlicherweise darf das Ballkleid nicht mit Blumen garnirt sein, wenn die Haarfrisur der Blumen entbehrt, doch seit den Blumenfreunden zum Trost gesagt, daß die lieblichen Kinder Flora's ihren so lange behaupteten Ehrenplatz als Schmuck der Balldamen noch nicht ganz einbüßen.

Man trägt sogar Blumen, der Abergarnitur angemessen, als Halsband, z. B. wenn das Kleid mit Rosen garnirt, ein Halsband von Rosen, dicht aneinander gedrängt, hinten gebunden durch eine tolle Bandtschleife mit langen Enden, welche an der Spitze durch eine Kofe abschließen. Dazu Haarspangen von dichten Rosen.

Schmale Gürtelchen von Weissen, von Taufensschön, von Bergschneide, nicht in der angegebenen Weise zu Kopf- und Halschmuck verwendet, geben in Harmonie mit der Garnitur der Mode einen reizenden Ballschmuck.

Ein einfacher und zugleich höchst geschmackvoller Anzug für ein junges Mädchen zu Ball oder Abendgesellschaft besteht in einer weissen Mouffelinrobe, um die Taille mit Gürtel von weissem Seidenband gefaßt. Ärmelband, Halsband, Kopfbänder gleichfalls von weisser Seide, wie der Gürtel mit großen rothen Korallenknöpfen besetzt.

Halsbänder sind bei den jetzt in Abendgesellschaften gebräuchlichen ausgeschmückten Taillen unvermeidlich. Aus dem bereits Gesagten geht jedoch hervor, daß die Colliers nicht immer Werke des Juweliers zu sein brauchen — Sammet- oder Seidenbänder mit Perlen oder Korallen geflickt, im Nacken geschlungen und dort in langen Enden herabhängend, sind der elegante und wenig kostbare Ersatz dafür.

Atternde Bänder überhaupt werden von der Mode begünstigt im Fach der Gesellschafts-toilette, wie die Schärpen und die Halsbänder mit langen Enden und die enorm langen Schultertschleifen beweisen.

Schließlich wollen wir die Maskenfeste beklagen, deren Untergang durch die kostbaren Trachten für Haus und Straße schon längst vorbereitet ist. Die Balltoiletten, die Haus-toiletten, die Promenadentoyletten gleichen Dem, was man früher Maskenanzug nannte, und so bleibt dem Maskenball als Unternehmung nur Karne, Domino und Chauvefours. — Ein düsterer Anblick bis zur Minute des Demastirens!

Die Herren sind in Bezug auf Maskenwahl besser daran als wir — ihnen bleiben die humoristischen Tiergestalten — die Verflage industrieller, künstlerischer und politischer Curiositäten — den Frauen bleibt nichts, es sei denn — die Affkanerin.

Ja, diese letzte Tonschöpfung Meyerbeer's ist der Mode so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen; jedes neue, in Paris erscheinende Gewand, jeder neue Hut, jedes neue Band besitzt: à l'Africaine. — Cravatendänder mit dem bunten Costümbild der Opernbühnen geben bereits Zeugnis, wie weit die Industrie von jenem Kunstereignis Notiz nimmt.

Ein Maskenball, den sämtliche Damen als Affkanerinnen besuchten, wäre in der That keine geringe Donation für den dahingeforderten Maestro! —

Berouka von G.

Händchen mit den zierlich zugespitzten Fingern, das in der umgreifenden Hand des Beschützers verschwindet, wie ein schliches Lächeln unter einem Eichenaste — auch die Hand ist eine handgreifliche Verrätherin unserer Herzensgeheimnisse, und von dem Fuße wissen Dichter auch ein Liedchen zu singen, gleich wir noch lange keine Chinesen sind.

Die Sache ist, daß der Mensch vom Kopfe bis zum Fuße Gestalt, Ausdruck und Physiognomie seines Geistes, seiner inneren sittlichen und ihm ganz eigenen Anlagen und charakteristischen Eigenschaften ist. Die sogenannte „Phrenologie“ beschränkt dabei auf den Kopf, der allerdings die Hauptsache ist, aber es erscheint es als unwissenschaftliche Kopflosigkeit, die anderen Organe des Körpers zu vernachlässigen. Erleben doch schon die Alten (und noch heute die Zigeunerinnen) eine eigentümliche Wahr- und Weissagerei aus den Linien der Hand, die sogenannte Chiromantie.

Wir aufgeklärten Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sehen über diese Weisheit zigeunerischer Heren; aber die Phrenologie hat nicht bloß einen Kopf, sondern auch „Hand und Fuß“.

Die Chiromantie ist zur „Chiromanie“, zur Wissenschaft von und aus der Hand, zur „Chiropsychnomie“ — Handelenlehre, geworden. Seele — Geist — Gefühl — Offenbarung des Herzens durch die Hand — diese Weisheit empfiehlt sich gleich durch eine gewisse handgreifliche Anmuth. Man denkt zunächst an unseren Händedruck als die volksthümlichste und gemüthlichste Begrüßung und Verabschiedung. Welch ein Reichthum von Gebärden-Offenbarungen bekundet sich im Handgeben! Von dem unwillkürlichen Aneinanderfügen der oder einiger Finger bis zum zitternden, Feuerflammen auszukenden, elektrischen Druck der kleinen, weichen, weissen Hand — nach Schwachen, nicht ernstlich gemeintem Kampfe, sich zu befreien — dieser Sprache, welche mit einem Male deutlich sagt, was kein gesprochenes Wort kann oder wagt; welsch eine Tonleiter von musikalischen Klängen je zweier Seelen!

Ja, in der Hand und ihren zehn Fingern — beiläufig gesagt dem vollendetsten Meisterwerke des Organismus — pulst die Seele. In der persönlichen Construction derselben, ihrer Gestalt und Physiognomie entziffert die neue Wissenschaft der Chiromantie den Charakter des Menschen, seine geistigen Anlagen und sittlichen Neigungen.

Seit Jahren haben wir von besonderen Schriftgelehrten gehört und gelesen, welche den Menschen und alle seine geistigen Anlagen aus der Hand schrift erkennen, so daß es gar nicht unrichtig erscheint, die Hand selbst, welche die Schrift-Offenbarungen abgibt, zu fassen und zu begreifen. Auch hieß es schon bei den alten Römern: „Ex ungue leonem“, an der Klaue erkennt man den Löwen.

Und wie der Bau der Hand den Menschen von allen Thieren auszeichnet, ist auch ihr eine ganz besondere psychologische Offenbarungskunst eigen. Die Chiromantiker sagen ferner, daß die Oberlegenheit der menschlichen Hand über alle thierischen Vorläufer sich ganz besonders im Daumen zeige. Sie sehen uns deshalb mehr am Daumen an, als andere Leute an den Augen der der Nase, und können deshalb mit Recht Däumlings- oder Liliput-Philosophen genannt werden.

Wir haben's hier mit dem neuesten Däumlings-Gelehrten gethan, dem Engländer Mr. Beamish und seinem unlängst erschienenen Werke: „Die Psychonomie der Hand“, und schließen uns, was frühere Chiromantiker und neuerdings Franzosen sich an den Händen in den Kopf gesetzt haben.

Mr. Beamish hat seine Däumlings-Philosophie mit vielen klärenden Holzschnitten illustriert. Wir sehen allerhand Daumen, schmale und breite, dicke und dünne, lange und kurze.

Kleine, schmale Daumen verrathen Schwäche, Bankelmüdigkeit und Unentslossenheit, und Besther oder Bestherinnen

solcher Schwächen schließen sich deshalb gern anbequemend und liebend an stärkere Daumen-Haber an. Man müßte also vor ernsterer Bewerbung nicht sowohl nach Mitgift und sonstigen Vergabungen der im Stillen Auserkorenen forschen, sondern ihr gehörig auf den Daumen sehen. Ist dieser selbständige Hauptfinger stark und groß, so darf man nicht auf viel Liebe, aber auf sehr viel Selbstwillen und Eigensinn rechnen.

Aber der Daumen verräth auch ganz besondere Eigenschaften durch seine einzelnen Theile. Er besteht nicht bloß aus zwei Gelenken und der Wurzel, sondern chiromantisch ausgedrückt, aus zwei „Phalangen“ und der Wurzel. Die erste „Phalanx“ ist der Sitz des Willens, die zweite zeigt den Grad logischer Schärfe und überhaupt geistiger Kraft an. Sieht du ein Individuum mit langer, breiter, erster Phalanx, so ist's voller Vorurtheile, verlaß dich darauf. Ist die zweite Phalanx ebenfalls unnatürlich gestaltet, so beherrscht es Vorurtheil und Eigenwillen. Erste Phalanx länger und stärker als zweite, verräth tyrannische Anlagen und Leidenschaften. Mit sehr kurzer erster Phalanx kann man fast niemals ernsthaften Widerstand leisten und man wird den eigenen Stimmungen und Launen oder dem Einflusse Anderer zur Beute. Sehr lange und starke zweite Phalanx zeugt von Willens- und Verstandeskraft über Gefühle und Eindrücke. — Der abgebildete Daumen eines englischen Gelehrten figurirt als Muster des „philosophischen Daumens“. Der hochgestellte Mann sieht hier, daß er seinen Ruhm und seine Verdienste nicht sowohl seinem Kopfe und seinem Studium verdankt, als vielmehr seinem geistvoll phalangirten Hauptmann der Finger.

Die Daumenwurzel zeigt mehr oder weniger bedeutende Anlagen zu sinnlichen Genüssen an. Nur wenn die starke Entwicklung dieses Wurzelgelenkes durch eine mächtige erste Phalanx im Raume gehalten wird, kann die Wurzelkraft auf Controle durch Sittlichkeit und Vernunft rechnen. Dagegen haben die Unglücklichen mit starker Daumenwurzel und schwacher erster Phalanx keine Aussicht, sich durch das Heldenthum der Entschagung auszuzeichnen.

Der chiropsychnomische Engländer läßt auch den übrigen Fingern, und namentlich den geheimnißvollen Hieroglyphen-Linien auf der inneren Handfläche — dem heiligen Buche aller Chiromantiker und Zigeunerinnen — etwas Gerechtigkeit widerfahren.

Aber lassen wir uns, um Gotteswillen, die Beurtheilung unserer eigenen oder Anderer Hände nicht über den Kopf wachsen! Wer bürgt uns sonst dafür, daß ein Anderer käme und eine Tafelweisheit schreibe, um an der Adler-, Stulp-, Stumpf-, Platt- und Spitz-Nase die ganze Menschenkenntnis zu beduciren? Mag die Einzelheit in der Erscheinung des Menschen auch immerhin dazu beitragen, ihm auf den ersten Blick etwas Anziehendes oder Abstoßendes zu verleihen: seinen Charakter trägt er doch glücklicherweise weder in der Hand, noch an der Nase, sondern nur in seinem ganzen Wesen!

[1419]

H. Beta.

Stammbuchblätter.

I. Trost.

Uns Alle drückt der Fluch der Danaiden Des Lebens Flut zu schöpfen mit dem Siebe: Doch Schönheit lebt, wenn Schönes auch entschwindet, Wenn Liebes uns verläßt, es bleibt die Liebe.

II. Frauenmund.

Frauenmund ist eine Blume: Und die Blüte dieser Blume: Ist das Wort: ich liebe dich!

[1414]

Robert Hamerling.

Menuette à la cour.

Menuette.

Edmund Bartholomäus. Op. 38.

Musical score for Menuette à la cour. It includes an 'Eingang' (Introduction) in 3/4 time, a 'Menuette' in 3/4 time marked 'leicht und elegant', a 'Trio' in 3/4 time marked 'Fine', and a 'Menuette D. C.' at the end. The score is written for piano and features various musical notations such as dynamics (p, mf, cresc.), articulation (accents), and repeat signs with first and second endings.

